



GISELLA PERL

**ICH WAR EINE  
ÄRZTIN IN  
AUSCHWITZ**

Weltbild

**»Niemand, der lebend aus einem deutschen Vernichtungslager herauskam, wird je das Bild vergessen, das uns in Auschwitz empfing. Wie große schwarze Wolken hing der Rauch des Krematoriums über dem Lager.«**

**GISELLA PERL**

Nur drei Jahre nach ihrer Befreiung veröffentlichte die jüdische Frauenärztin Gisella Perl einen Bericht von ihrer Internierung in Auschwitz. Im Mai 1944 wurde sie im Rahmen der Judendeportationen aus Ungarn und den ungarisch besetzten Gebieten mit ihrer Familie nach Auschwitz-Birkenau deportiert.

Als Gynäkologin wurde sie als Lagerärztin im Lager B II c eingesetzt. Etliche Aufgaben, die dort auf sie zukamen, widersprachen jeglichen humanen und medizinischen Werten. Kranken, Arbeitsunfähigen und Schwangeren drohte jederzeit die Selektion. Gisella Perl leistete Widerstand, indem sie schwangere Frauen durch heimliche Abtreibungen vor der Ermordung schützte.

**PRÄZISE BESCHREIBT SIE DAS UNENTWEGTE RINGEN UM MENSCHENWÜRDE ANGESICHTS DER PERFIDEN BESTIALITÄT DES NAZI-REGIMES.**



www.weltbild.de €r 2.90

ISBN 978-3-8289-4041



9 783828 940413

Gisella Perl

**Ich war eine Ärztin  
in Auschwitz**

Aus dem Englischen  
von Klaudia Ruschkowski

Herausgegeben von Andrea Rudorff

**Weltbild**

## Inhalt

Einführung in die deutsche Ausgabe I 6

Vorwort I 37

Dr. Capesius I 39

«Ich will mit ihnen gehen ...» I 47

Ankunft in Auschwitz I 52

Auschwitz – und ein Tag innerhalb seiner Grenzen I 57

Essen in Auschwitz I 64

Der «Schönheitssalon» I 68

Schatzkammer Auschwitz – Julika Farkas I 74

Charlotte Junger I 79

Der Preis für ein Stück Schnur ... I 82

Irma Grese I 87

«Konzert» in Auschwitz I 92

Margarine I 95

Block VII – Die Latrine I 99

Entbindung in Lager C I 106

Das Hospitalpersonal I 113

Der verhängnisvolle Stofffetzen I 123

Der Tod einer Frau I 130

Ein Beutel voll Diamanten I 137

Der lebensrettende Embryo I 141

Die Geschichte von Jeanette I 148

Die Auflösung des Lagers G I 152

Abschied von Auschwitz I 155

Fahrt nach Hamburg I 167

Hamburg – Trägerwerke I 175

Bergen-Belsen I 187

General Glyn Hughes I 192

Abbé Brand I 198

## Einführung in die deutsche Ausgabe

Auch wenn inzwischen der Eindruck überwiegt, die Überlebenden der Shoah hätten erst Jahrzehnte nach Kriegsende die Kraft gefunden, über die grausamen Erfahrungen während der Verfolgung und der Lagerhaft zu berichten, so dürfen wir die zahlreichen Jüdinnen und Juden nicht vergessen, die sich unmittelbar nach ihrer Befreiung aus Konzentrationslagern und Verstecken, überall in Europa und in den folgenden Jahren auch an ihren neuen Wohnorten in den USA, Kanada und Australien, an die schwere Aufgabe machten, Zeugnis von den Verbrechen und ihrem persönlichen Erleben abzulegen.

Viele taten dies, weil sie sich den Ermordeten gegenüber verpflichtet fühlten, andere sahen darin eine Möglichkeit, das Geschehene persönlich zu verarbeiten und hofften auf eine innere Befreiung, um abschliessen zu können und sich danach mit neuer Kraft dem schwierigen Aufbau eines neuen Lebens nach der Katastrophe zu widmen. In der zweiten Hälfte der 1940er-Jahre entstanden Hunderte von Publikationen, die damals durchaus Aufmerksamkeit erhielten, aber im Laufe der Jahrzehnte vergessen wurden und heute oftmals nur noch schwer zu beschaffen sind.<sup>1</sup> Etliche von ihnen wurden nie in andere Sprachen übersetzt. Die Bedeutung einiger dieser Darstellungen ist erst Jahrzehnte später klar geworden, viele sind in den letzten Jahren durch Neuveröffentlichungen zugänglich gemacht worden.

Zu diesen frühen Berichten gehört auch das Buch von Dr. Gisella Perl (1907-1988), einer jüdischen Gynäkologin aus Sighet,

die im Mai 1944 nach Auschwitz-Birkenau deportiert und im April 1945 in Bergen-Belsen befreit worden war. Als sie im Jahr 1946 ihre essayhaft angelegten Erinnerungsstücke an die Lagerhaft niederschrieb, tat sie das vor allem aus dem Gefühl der Verantwortung für die Ermordeten. So formulierte sie in ihrem Geleitwort: «Die Toten sprechen hier zu euch. Die Toten, die euch nicht um Rache für sie bitten, sondern nur darum, an sie zu erinnern und darüber zu wachen, dass keine weiteren unschuldigen Opfer deutscher Unmenschlichkeit ihre Reihen füllen ...»

Entsprechend dieses Leitsatzes liegt neben der Erzählung ihrer persönlichen Geschichte der Schwerpunkt ihres Berichts darin, hoffnungsvolle, junge, begabte und schöne Frauen zu portraituren, die in der überwiegenden Mehrzahl nicht überlebt haben. Deutlich wird ihr Anliegen, die Phasen der Depravation dieser Frauen in der Lagerhaft darzustellen, ihren Lebenswillen und Überlebenskampf zu betonen und auf den grossen kulturellen Verlust hinzuweisen, der mit der Ermordung dieser Menschen einherging.

Gleichzeitig hatte Gisella Perl durch ihre Arbeit als Häftlingsärztin etwas Besonderes zu erzählen. Häftlinge, die als medizinisches Personal in Konzentrationslagern zum Einsatz kamen, wurden zu ausserordentlich wichtigen Zeugen, da sie zentrale Orte für das innere Funktionieren des Lagers – die Krankenreviere – kennengelernt hatten, eine hohe Verantwortung nicht nur für sich, sondern auch für unzählige Mithäftlinge wahrnahmen und dabei permanent mit ethisch herausfordernden Situationen konfrontiert waren. Alle Überlebenden, die sich schreibend mit der Lagerhaft auseinandersetzten, beschäftigten sich mit den

moralischen Zumutungen und Grenzsituationen – der wohl bekannteste unter ihnen ist Primo Levi, der den Begriff der «Grauzone» für die menschlichen Dilemmata in einem unmenschlichen System prägte.<sup>2</sup>

Auch Gisella Perl spart diese Themen nicht aus. Ihr Buch reiht sich ein in die Memoiren ehemaliger Häftlingsärzte und -ärztinnen, die ihr spezielles Wissen zu den Vorgängen in den Krankenrevieren und Experimentierstationen des Lagerkomplexes Auschwitz-Birkenau und die unerträglichen Situationen, die für die Häftlingsärztinnen und -ärzte entstanden, weitergaben. Unermüdlich schrieb der österreichische Lagerarzt Dr. Otto Wolken in den Wochen nach der Befreiung Berichte und Analysen über die Krankenstation im Quarantänelager B II a.<sup>3</sup> Der ungarische Pathologe Miklós Nyiszli veröffentlichte bereits 1946 seine Erfahrungen im Sektionsraum des Krematoriums II, wo er im Auftrag von Josef Mengele Leichen sezieren musste.<sup>4</sup> Im Jahr 1948 erschienen in London die Erinnerungen der österreichischen Häftlingsärztin Ella Lingers, 1956 die der jüdischen Berliner Ärztin Lucie Adelsberger, die im sogenannten Zigeunerlager in Birkenau eingesetzt war, 1979 eine Abhandlung der Polin Irena Biatowna.<sup>5</sup> Andere Berichte sind kurz nach der Befreiung verfasst, aber erst später veröffentlicht worden, wie die Berichte der Häftlingsärztinnen Adélaïde Hautval und Sima Vaisman.<sup>6</sup> Die Form von Perls Bericht erinnert stark an das ebenfalls 1947 erschienene Buch der slowakischen Häftlingsärztin Margita Schwalbová, die ihre Erfahrungen im Krankenrevier des Frauenkonzentrationslagers mit Portraits von weiblichen Häftlingen verknüpfte.<sup>7</sup>

In besonders enger Beziehung zu Gisella Perls Buch stehen die Memoiren von Olga Lengyel, die erstmals 1946 in Paris und

anschliessend in Chicago erschienen sind und bis heute nicht ins Deutsche übersetzt wurden.<sup>8</sup> Die beiden Frauen arbeiteten zusammen auf dem Krankenrevier im Teillager B II c. Es ist gut möglich, dass sie beim Verfassen der Berichte miteinander in Kontakt waren, denn beide hielten sich im Jahr 1946 in Paris auf. Teilweise überschneiden sich die Inhalte ihrer Berichte stark, was angesichts des engen Zusammenlebens und -wirkens der beiden in der Krankenstation des Lagers B II c nicht verwundert. Gisella Perl stellt Olga Lengyel im Buch als Olga Schwartz vor und veränderte einige Fakten – möglicherweise aus literarisch-fiktionalen Gründen. Sie bezeichnet Olga Lengyel als ausgebildete Ärztin, während diese selbst immer sehr grossen Wert darauflegte, dass sie lediglich eine medizinische Assistentin war, die jedoch viel Praxiserfahrung im Krankenhaus ihres Mannes Dr. Miklós Lengyel gesammelt hatte, der übrigens nicht, wie bei Perl erwähnt, in Bergen-Belsen überlebte, sondern auf dem Todesmarsch von Auschwitz-Monowitz ums Leben kam.<sup>9</sup>

Es ist anzunehmen, dass Perl die von ihr portraitierten Personen, darunter Olga Schwartz, weniger im Sinne von historischen Biographien angelegt hat, als vielmehr als Allegorien des Daseins im Lagers versteht, die sie zum Anlass nimmt, sich beispielhaft Themen wie Freundschaft, Lebenswillen, Überlebenskampf, Aufopferung, aber auch Verfall, Depression, Illusionen oder auch die Qualen von Müttern nach der Trennung von ihren Kindern anzunehmen.

Einen «connecting link» zwischen Gisella Perl und Olga Lengyel stellt Lujza Salamon dar, die wie Olga Lengyel aus Cluj stammte und ebenfalls als Häftlingspflegerin im Krankenrevier des Lagers B II c eingesetzt war. Sie floh im Januar 1945 gemeinsam mit Olga Lengyel vom Todesmarsch aus Birkenau,

schlug sich dann in ihre Heimat durch und berichtete bereits im März 1945, noch vor Kriegsende, im «Haus der Flüchtlinge» in Bukarest von ihren Erfahrungen.<sup>10</sup> In ihrem Bericht erwähnte sie Gisella Perl als «Dr. Krauss, die Leiterin der Frauenheilkunde» in B II c. Krauss ist der Name von Gisella Perls Mann und es ist gut möglich, dass sie in Birkenau auch unter diesem Namen bekannt war. Unterlagen der KZ-Verwaltung zu Gisella Perl konnten bisher nicht aufgefunden werden, was aber angesichts der in der letzten Phase nicht mehr durchgängig erfolgten Registrierungen bzw. der Vernichtung von Häftlingsunterlagen in der Endphase des Krieges nicht ungewöhnlich ist. Als «Dr. Gisi Perl» ist sie auf einer Liste von Juden mit rumänischer Staatsbürgerschaft notiert, die in Bergen-Belsen befreit wurden.<sup>11</sup>

## **Weibliche Erfahrungen während Verfolgung und Lagerhaft und die Situation von deportierten Jüdinnen in Auschwitz im Frühsommer 1944**

Die spezifischen Erfahrungen jüdischer Frauen im nationalsozialistischen Lagersystem sind in den 1980er-Jahren vor allem in den USA auf die wissenschaftliche Agenda geholt worden.<sup>12</sup> Schwerpunkt der Diskussionen war – neben der Klärung der Legitimität der Kategorie Gender in der Untersuchung der Judenverfolgung und -Vernichtung – die Frage nach geschlechtsspezifischen Überlebensbedingungen und -Strategien. Joan Ringelheim stellte fest, dass jüdische Frauen in fast allen Etappen der Verfolgung einer höheren Todesgefahr ausgesetzt waren als jüdische Männer: Einmal aufgrund der gesellschaftlichen Rollen-

verteilungen, die dazu führten, dass zum Beispiel die kostenintensive Emigration ins Ausland eher männlichen Familienmitgliedern ermöglicht wurde, aber auch aufgrund der NS-Vernichtungspolitik, die vorsah, dass jüdische Frauen, wie Himmler in seiner Posener Rede am 6. Oktober 1943 klar benannte, als Keimzelle des jüdischen Volks möglichst ausnahmslos umzubringen seien.<sup>13</sup>

Seit den 1990er-Jahren entstanden vor allem im deutschen Sprachraum Arbeiten, die sich mit den spezifischen Bedingungen von weiblichen Häftlingen in einzelnen Lagerkomplexen befassten.<sup>14</sup> Dabei fiel auf, dass sowohl jüdische als auch nichtjüdische Frauen in den KZ-Aussenlagern der letzten Kriegsphase eine deutlich höhere Überlebensrate als Männer aufwiesen.<sup>15</sup> Dies konnte einerseits auf ihre zunehmende Bedeutung als Arbeitskräfte in der NS-Kriegswirtschaft zurückgeführt werden – warf aber gleichzeitig die Frage auf, ob Frauen über sozialisationsbedingte Fähigkeiten verfügten, die ihre Überlebenschancen positiv beeinflussten.

Für die Situation der weiblichen Häftlinge in Auschwitz-Birkenau sind die Forschungen von Irena Strzelecka und Helena Kubica wegweisend.<sup>16</sup> Angesichts der verschiedenen Phasen der Lagerentwicklung, der disparaten Funktionen der einzelnen Lagerbereiche und der unterschiedlichen Politik gegenüber einzelnen Häftlingsgruppen muss die Situation weiblicher Häftlinge stark differenziert und in Abhängigkeit von Herkunft, Status, Deportationszeitpunkt und Lagerbereich unterschieden werden. Zu einzelnen Lagerbereichen, wie unter anderem zu der Abteilung B II c, in der Gisella Perl untergebracht war, besteht noch grosser Forschungsbedarf.

Gisella Perl wurde 1907 in Măramarossziget (heute Sighetu Marmatiei in Rumänien) geboren, einer Stadt in Siebenbürgen, die zum Zeitpunkt ihrer Geburt zum Königreich Ungarn, nach dem Ersten Weltkrieg zu Rumänien und nach dem Zweiten Wiener Schiedsspruch 1940 wiederum zu Ungarn gehörte. Nachdem die Deutschen im März 1944 Ungarn besetzt hatten, waren die annektierten Gebiete die ersten, aus denen die jüdische Bevölkerung deportiert wurde. Die Juden von Măramarossziget wurden nach kurzem Aufenthalt in einem ghettoähnlichen Sammel-lager Ende Mai 1944 nach Auschwitz deportiert. Gisella Perl, die zu diesem Zeitpunkt eine 36-jährige angesehene Gynäkologin und Geburtshelferin war, wurde zusammen mit ihrem Mann, ihrem Sohn, ihren Geschwistern und Eltern nach Auschwitz-Birkenau deportiert. An der Rampe wurde sie von ihnen getrennt. Eltern und Sohn wurden sofort nach Ankunft in der Gaskammer ermordet. Ihr Mann, ihr Bruder und ihre Schwägerin wurden ins Lager aufgenommen, starben aber noch vor der Befreiung. Ihre Tochter Gabriella, die sie in den Memoiren nicht erwähnt, lebte zu diesem Zeitpunkt versteckt bei einer nichtjüdischen Familie.<sup>17</sup>

Nie waren mehr Menschen in Birkenau eingetroffen als in den Monaten Mai und Juni 1944. Bis Reichsverweser Miklos Horthy im Juli 1944 die Einstellung der Deportationen verfügte, waren rund 438'000 Juden aus Ungarn nach Auschwitz deportiert worden.<sup>18</sup> Die eintreffenden Menschen wurden an der Rampe von der Lager-SS unter Aufsicht der Lagerärzte selektiert. Arbeitsfähige Männer und Frauen sollten zum Arbeitseinsatz in die deutsche Rüstungsindustrie gebracht werden, da sich im Laufe des Jahres 1944 der Arbeitskräftemangel dramatisch zugespitzt hatte. In einem ersten Schritt trennte die SS die De-

portierten nach Geschlechtern. Kinder wurden der Gruppe der Frauen zugewiesen. In einer weiteren Selektion trennte die SS die beiden Gruppen erneut: Wer alt, krank oder arbeitsunfähig erschien, kam auf eine Seite, wer gesund und kräftig wirkte, auf die andere. Gisella Perl wurde der Gruppe der arbeitsfähigen Frauen zugewiesen. Die Zahl der zur Arbeit selektierten Juden aus den Ungarn-Transporten wird auf 110'000, etwa zum gleichen Anteil Männer und Frauen, geschätzt.

Die zum Arbeitseinsatz ausgewählten Frauen wurden nach der Selektion als sogenannte «Durchgangsjuden» notdürftig in den Abschnitten B II c sowie im noch nicht fertiggestellten Abschnitt B III (genannt «Mexiko») untergebracht. Gisella Perl wurde dem Lagerbereich B II c zugewiesen. Er diente von Ende Mai bis November 1944 als Quarantäne- und Durchgangslager für bis zu 32'000 weibliche jüdische Deportierte, die zum grossen Teil aus Ungarn und den ungarisch besetzten Gebieten stammten und dort Wochen oder Monate verbrachten, bis die SS über ihr weiteres Schicksal entschied. Sie wurden, bis auf Hilfsarbeiten zur Lagerorganisation, nicht zur Arbeit eingesetzt und hatten stattdessen täglich qualvolle, stundenlange Zählappelle zu absolvieren. Die Monate, die Gisella Perl in Birkenau verbrachte, waren eine Zeit, in der sich Birkenau zum grössten Umschlagplatz für Häftlingsarbeiterinnen entwickelte, die in das expandierende Aussenlagersystem auf Reichsgebiet geschickt wurden. Rüstungsbetriebe, die einen Bedarf an Arbeitskräften anmeldeten, bekamen Gruppen von meist mehreren Hundert Frauen zugewiesen und brachten diese in Fabriknähe in einem Lager unter, das von SS-Wachmannschaften bewacht wurde und als Aussenlager vom KZ-System verwaltet wurde. Vom Som-

mer bis in den späten Herbst 1944 hinein verliessen Hunderttausende Häftlinge Birkenau zum Arbeitseinsatz in Richtung Reichsgebiet. Diese Verschickungen ins Reich spielen in Perls Bericht immer wieder eine Rolle. Für die Häftlinge in B II c selbst war nicht immer klar, ob ein Abtransport ihre Situation verbessern oder eher verschlimmern würde. Nach und nach wurde aber immer deutlicher, dass jeder Tag, jede Woche unter den Bedingungen von Birkenau die Gefahr erhöhte, zu erkranken und letztendlich den regelmässig stattfindenden Selektionen durch die SS-Ärzte zum Opfer zu fallen. Diese dienten dem Ziel, diejenigen auszusortieren und zu ermorden, deren Heilung als nicht erwartbar erschien und die nicht unnötig Platz und Ressourcen verbrauchen sollten. Sie wurden auf Lkws geladen und in die nahegelegenen Gaskammern abtransportiert. De facto waren die Überlebenschancen in einem Aussenlager der Rüstungsindustrie insbesondere für Frauen höher als in Birkenau. Auch Perls eigene Überstellung in das Neuengammer Aussenlager Hamburg-Wandsbek im Januar 1945 erfolgte in diesem Zusammenhang. Dort hatte die Firma Dräger im Juni 1944 ein Aussenlager für 500 Frauen errichtet, die in der Gasmaskenproduktion eingesetzt waren.<sup>19</sup> Wenn in einem Aussenlager Bedarf nach medizinischem Personal entstand, war es durchaus üblich, dass Häftlingsärztinnen in Einzeltransporten über weite Strecken von Lager zu Lager überstellt wurden, wie es Gisella Perl widerfuhr.

## **Die Situation von Häftlingsärzten und -ärztinnen in Auschwitz-Birkenau**

Die SS hatte schon sehr früh begonnen, in den Konzentrationslagern eine medizinische Minimalversorgung einzurichten; sie diente zunächst vor allem der Seuchenprävention, da die SS sich selbst und die Zivilbevölkerung bedroht sah, wenn unter den Häftlingen ansteckende Krankheiten ungehemmt grassierten. Da seit 1942 die Arbeitskraft der Häftlinge an Bedeutung gewann und die Sterblichkeit in den Konzentrationslagern reduziert werden sollte, setzte die SS zunehmend Häftlinge mit ärztlicher Ausbildung in den Krankenrevieren ein. Diese betreuten die Reviere weitgehend selbstständig, wurden aber regelmässig durch die zuständigen SS-Ärzte kontrolliert.

Die Krankenreviere waren Orte, wo Häftlinge, für die eine Heilung als aussichtsreich angesehen wurde, eine Chance auf Regeneration erhalten sollten. Trotz ihrer oft armseligen Ausstattung konnten die Häftlingsärztinnen und -ärzte Kranke im Rahmen der begrenzten Möglichkeiten behandeln und pflegen – wenn Medikamente nicht vorhanden waren, dann mit guten Worten und dem Gefühl, dass sich jemand um einen sorgte und kümmerte. Gleichzeitig fanden hier regelmässig Selektionen der SS-Ärzte statt, auf die Häftlingsärztinnen und -ärzte Einfluss nahmen, indem sie Gefährdete versteckten oder deren Diagnosen manipulierten. Die Rettung Einzelner bedeutete jedoch immer den Tod anderer. Angesichts der menschenunwürdigen Umstände, in denen sie ärztlich agieren mussten, verstiessen sie zwangsläufig immer wieder gegen medizinische Normen und die Grundprinzipien des Hippokratischen Eides. Die meisten

Häftlingsärztinnen und -ärzte in Auschwitz-Birkenau und anderen Lagern versuchten trotz der moralischen Dilemmata in der ständigen Gratwanderung zwischen Befehlen der SS und ärztlichen Pflichten das Menschenmögliche zu tun, um möglichst vielen Häftlingen das Leben zu retten oder zu erleichtern.

Als Gisella Perl nach Auschwitz-Birkenau kam, existierte das Stammlager Auschwitz I fast vier Jahre, das weitaus grössere Auschwitz II, Birkenau, mehr als zwei Jahre. Im gesamten Lagerkomplex hatte sich in dieser Zeit ein ausgedehntes Netz an Krankenrevieren entwickelt.<sup>20</sup> Neben dem grossen Krankenrevier im Stammlager, das sich auf mehrere Blöcke verteilte und eine Ambulanz, eine Innere Abteilung, eine Chirurgische Abteilung und einen Schonungsblock umfasste, existierten auch in Birkenau bereits mehrere Häftlingskrankenbauten: seit August 1942 das Krankenrevier im Frauenlager Bla mit zunächst vier Baracken, das später auf das gesamte Lager Bla ausgedehnt wurde, die Reviere im Quarantänelager im Bereich B II a und im sogenannten Zigeunerlager B II e sowie die gesamte Abteilung B II f, die als «Männerhäftlingskrankenbau» fungierte. Über 200 Häftlingsärzte und -ärztinnen waren im Laufe der Jahre im Lagerkomplex Auschwitz-Birkenau eingesetzt.

Im Lager B II c waren ab Ende Mai 1944 junge, gesunde, als arbeitsfähig deklarierte Frauen untergebracht. Die katastrophalen Lebensumstände, die Mangelversorgung und die Gewalt, der die Frauen ausgesetzt waren, führte schon bald zu ersten Krankheitsfällen. Mitte Juli 1944 entschied die SS, im Lagerbereich B II c eine Baracke als Krankenbaracke einzurichten und jüdische Ärztinnen und Pflegerinnen dort einzusetzen, darunter Gisella Perl und Olga Lengyel. Dieses Revier wurde in der Mitte des

Lagers, in der Baracke 15, eingerichtet. Olga Lengyel beschrieb sie als eine baufällige Baracke, in die es hineinregnete. Zwei kleine Räume rechts und links des Eingangs seien als Behandlungszimmer und als Apotheke genutzt worden, Licht kam nur aus dem Flur in das Untersuchungszimmer, es gab kein fließendes Wasser, kein Desinfektionsmittel, keine sterilen Instrumente, und selbst der Holzfussboden sei schwer sauber zu halten gewesen. Ständig hätten sie Angst gehabt, dass sich Patienten bei der Behandlung infizierten.<sup>21</sup> Etwa 500 Patientinnen wurden dort am Tag versorgt, die in Fünferreihen auf der Lagerstrasse anstehen mussten. Hatte das Revier am Anfang ausschliesslich die Funktion einer Ambulanz, so war später auch die dauerhafte Unterbringung von 400 bis 500 kranken Frauen am hinteren Ende der Baracke möglich. Die medizinische Versorgung war eine Farce, ein «neuer gespenstischer Nazi-Witz», wie Gisella Perl es bezeichnete. Es standen kaum Mittel für eine tatsächliche Heilbehandlung zur Verfügung: Die Ausstattung mit Medikamenten oder Verbandsmaterial war miserabel. Jedoch wies Gisella Perl darauf hin, dass vielen Erkrankten allein die Befreiung von den mehrstündigen Appellen schon genug Entlastung bot, um sich zu regenerieren. Um Frauen vor der Selektion zu bewahren, manipulierten sie regelmässig Diagnosen. Die Unterbringung von Frauen mit Hautausschlägen, Typhus, Malaria oder auch psychischen Krankheiten im Revier war von der SS verboten worden; «erlaubt» waren hingegen Halsentzündungen, Grippe und Lungenentzündungen.

Die Position einer Häftlingsärztin brachte zahlreiche Privilegien mit sich, die ihre Lebensbedingungen verbesserte und die Überlebenschancen erhöhte.<sup>22</sup> Das medizinische Personal von Block 15 erhielt eine separate Unterbringung, besseren Zugang

zu Nahrung und Kleidung, die sie zu Bestechungszwecken oder aus Dankbarkeit bekamen, sie konnten relativ autonom arbeiten und ihre Zeit ohne eine ständige SS-Aufsicht im Nacken einteilen. Daher waren sie auch mehr vor Misshandlungen geschützt als die gewöhnlichen Häftlinge. Zwar setzten sie sich wegen des fehlenden Arbeitsschutzes zahlreichen Krankheitserregern aus – im Fall von Erkrankung hatten sie aber einen deutlich besseren Zugang zu Medizin und ärztlicher Versorgung durch ihre medizinisch ausgebildeten Mithäftlinge aus dem Krankenrevier. Das Wichtigste jedoch war das Gefühl, gebraucht zu werden, den Menschen Erleichterung verschaffen zu können und in einem stetigen Fachaustausch mit den anderen Ärztinnen und Pflegerinnen zu stehen. Genau dieses Gefühl einer sinnvollen Aufgabe im Kreis von Kolleginnen brachte einen Lebenssinn in das quälende und isolierte Gefangenendasein, das ansonsten schnell in Hoffnungslosigkeit und Apathie umschlug. Dieser Privilegien war sich Gisella Perl bewusst und reflektiert sie in ihrem Buch.

Gegen Ende September 1944 begann die SS, das Lager B II c aufzulösen. Dem forcierten Abtransport von Häftlingsgruppen folgten forcierte Selektionen. Am 4. November 1944 befanden sich noch etwa 1'000 Jüdinnen im Lager, die in die als Frauenkonzentrationslager genutzten Bauabschnitte B Ia und B Ib verlegt wurden. Gisella Perl beschreibt diese Verlegung als Umzug in die Lager «F, K und L», was sich aus der Abkürzung des Wortes Frauenkonzentrationslager (FKL) ergibt. Dort blieb sie zwei Wochen. Am 17. November 1944 beschloss die SS schliesslich, alle männlichen und weiblichen Häftlinge im Lagerabschnitt B II zu sammeln. Bis zum 24. November wurden die arbeitsfähigen

Frauen aus Bla und B I b in den Bereich B II d, arbeitsunfähige und kranke Frauen sowie Kinder in den Bereich B II e überstellt. Laut Angaben von Otto Wolken gab es dort folgende Abteilungen: eine Innere Abteilung für jüdische (Block 22), nichtjüdische (Block 16) und reichsdeutsche Häftlinge, Kinder sowie Funktionshäftlinge (Block 24), eine Durchfall-Baracke in Block 18, eine Chirurgie in Block 20, eine Ambulanz in Block 28, den Block 30 für Tuberkulosekranke und den Block 32 für Infektionskrankheiten.<sup>23</sup> Gisella Perl arbeitete dort bis zu ihrer Überstellung nach Hamburg-Wandsbek im Januar 1945 auf der Entbindungsstation in Block 19.

## **Die Situation von schwangeren Frauen in Auschwitz-Birkenau**

Unter den nach Auschwitz-Birkenau Deportierten waren schwangere Frauen besonders gefährdet. In den ersten Jahren der Lagerexistenz wurden sie ausnahmslos ermordet. Später modifizierte die SS aufgrund des gestiegenen Arbeitskräftebedarfs das Verfahren. Frauen, die bereits als Häftlinge registriert waren und im Arbeitseinsatz standen, sollten gebären und nach der Entbindung sofort wieder an ihren Arbeitsstellen erscheinen. Die Neugeborenen wurden ermordet. Ab Mitte 1943 wurden nicht-jüdische Neugeborene am Leben gelassen und als Häftlinge registriert, auch wenn viele aufgrund der Lebensumstände starben. Im Frauenlager Bla richtete die SS eine Entbindungsstation mit 30 dreistöckigen Pritschen ein, die von der Hebamme Stanislawia Leszczynska geführt wurde.<sup>24</sup>

Anders war der Umgang mit den jüdischen Frauen, die im Sommer 1944 vor allem aus Ungarn und den von Ungarn besetzten Gebieten nach Birkenau gebracht wurden. Wenn sie erkennbar schwanger waren, wurden sie bereits bei der Eingangselektion der Gruppe der Arbeitsunfähigen zugeteilt und in der Gaskammer ermordet. Wenn eine Schwangerschaft erst später auffiel, waren die Blockälteste, aber auch die Häftlingsärztinnen verpflichtet, diese zu melden. Ausserdem forderte die SS nach jeder Ankunft eines Transports beim Appell Schwangere auf, vorzutreten. Sie würden in ein Lager gebracht, wo bessere Bedingungen herrschten und ihnen eine bessere Ernährung zuteilwürde. Tatsächlich erhielten einige Frauen, die erklärten, schwanger zu sein, in den folgenden Tagen Milch und etwas mehr Suppe. Viele Schwangere ahnten jedoch bereits, dass es sich um eine Täuschung handelte oder waren gewarnt worden. Anna Sussmann, die im Sommer 1944 aus Drancy nach Birkenau deportiert wurde, hatte beispielsweise bei der Eingangsrasur der rasierenden polnischen Häftlingsfrau gesagt, «Du musst aufpassen, ich bekomm' ein Baby!» Darauf hätte diese geantwortet «Das vergiss! Und sprich unter keinen Umständen darüber. Wenn sie dich zwanzigmal fragen: Das ist aufgedunsen von der Suppe.»<sup>25</sup>

Gisella Perl schrieb, dass auch sie in der Anfangszeit naiv genug war, den Deutschen zu glauben, bis sie eines Tages zufällig Zeugin wurde, wie Schwangere getreten und von Hunden gehetzt ins Krematorium gebracht wurden. Dieses Erlebnis habe ihr die Kraft gegeben, ihre Aufgabe in Zukunft darin zu sehen, zumindest das Leben der Mütter zu retten, wenn es schon nicht möglich war, dass sie ihre Kinder gesund zur Welt brachten. Solange die SS nichts von der Schwangerschaft erfuhr, hatten die Frauen eine Chance aufs Überleben.

Von nun führte sie nachts heimlich Abtreibungen in den Häftlingsbaracken durch – ohne Licht und sterile Instrumente. Ausführlich schreibt Perl über die Qualen, die diese Tätigkeit für sie bedeutete. Manche Schwangerschaften waren schon sehr fortgeschritten – einige Kinder, deren Geburten sie einleitete, waren lebensfähig. Jedoch konnte sie sich auf das ärztliche Reglement berufen, dass das Leben der Mutter an erster Stelle zu retten ist, wenn Mutter und Kind in Gefahr sind.<sup>26</sup>

Gisella Perl war nicht die einzige Häftlingsärztin in Birkenau, die Abtreibungen an schwangeren Frauen vornahm. In verschiedenen Abteilungen des Lagers entschlossen sich Ärztinnen zu dieser Massnahme, um Leben zu retten – zunächst heimlich. Viele Schwangere baten selbst darum, für andere war es eine Katastrophe, als ihnen Mithäftlinge einen Schwangerschaftsabbruch nahelegten. Die Häftlingspflegerin Lujza Salamon schrieb später: «Sie nahmen uns übel, dass wir ihnen damit möglicherweise reichhaltigere Lebensmittelrationen und andere Vorteile vorenthielten. Immer wieder mussten wir ihnen erklären, dass sie nur auf diese Weise überleben würden, und mit der Zeit verstanden sie es.»<sup>27</sup>

Zu einem nicht geklärten Zeitpunkt, vermutlich im September 1944, gab die SS offiziell den Befehl aus, dass Schwangerschaften abgebrochen werden sollten. Im ehemaligen Schonungsblock im Lagerbereich B I b wurden ab diesem Zeitpunkt Abtreibungen auch gegen den Willen der werdenden Mütter durchgeführt, wie zum Beispiel die überlebenden ungarischen Jüdinnen Ilona Pal und Aranka Schiffer berichten.<sup>28</sup> Für Gisella Perl bedeutete es eine Erleichterung, als Mengele anwies, dass Schwangere nicht länger ermordet würden, sondern die Schwangerschaft abgebrochen werden sollte. Von nun an konnte sie un-

ter besseren Bedingungen, im Revier, die Abtreibungen vornehmen und musste nicht mehr «auf dem schmutzigen Boden der dunklen Baracken die Leben der schwangeren Frauen retten».

Wenn es Frauen doch gelang, ihre Schwangerschaft zu verbergen und im Lager ihr Kind zur Welt zu bringen wie Anna Sussmann im August 1944, wurden die Neugeborenen unmittelbar ermordet – bis zur Einstellung der Gaskammern Ende Oktober 1944. Einige Ausnahmen gab es in den Herbstmonaten 1944, als Josef Mengele Experimente an entbundenen Frauen und Neugeborenen vornahm. Er band beispielsweise frisch entbundenen Frauen mit Gips die Brüste ab, um festzustellen, wie lange ein Säugling ohne Nahrung auskommen könne. Frauen wurden mit Typhus infiziert, um zu überprüfen, ob das Kind angesteckt wird. Mengele träufelte Neugeborenen chemische Flüssigkeiten ins Auge, die Augenentzündungen hervorriefen und bis zur Erblindung führen konnten.<sup>29</sup> Auch Gisella Perl erlebte solch einen Versuch bei einer ihrer Schützlinge. Eva Benedek aus Budapest brachte im November 1944 einen Jungen zur Welt. Danach sei ihr die Nahrung entzogen worden, sodass sie ihn nicht ausreichend stillen konnte und er nach acht Tagen verhungert war.

## Assistenz von Mengele?

Ein drittes Aufgabenfeld von Häftlingsärztinnen und -ärzten in Auschwitz war die Mitwirkung an medizinischen Experimenten. Der Begriff «Pseudomedizin», der zur Beschreibung dieser Menschenversuche häufig benutzt wurde, um sich von den ver-

brecherischen Praktiken abzugrenzen, ist in letzter Zeit kritisiert worden, weil er diese vorschnell auf individuelle Grenzüberschreitungen einzelner sadistischer SS-Ärzte reduziert und suggeriert, dass die «seriöse» Wissenschaft damit nichts zu tun gehabt hätte. Etliche in Konzentrationslagern durchgeführte Experimente gingen jedoch von namhaften zivilen Forschungseinrichtungen aus, die damals ganz «seriös» Rasseforschung betrieben. Aufgrund der grossen Verfügbarkeit über Menschen unterschiedlicher Herkunft wurde Auschwitz-Birkenau zu einem Zentrum dieser Forschung, bei der sämtliche ethische und ärztliche Gebote ausser Kraft gesetzt waren und die für die als Versuchsobjekte eingesetzten Menschen starke Schmerzen und oftmals dauerhafte körperliche Schäden mit sich brachte, in vielen Fällen auch zum Tod führte.<sup>30</sup>

Ein Schwerpunkt der Experimente an jüdischen Häftlingen in Auschwitz stand im Zusammenhang mit Bemühungen, im Sinn der nationalsozialistischen Bevölkerungspolitik möglichst wirksame und schnelle Sterilisationsmethoden von rassistisch oder anders unerwünschten Menschen zu testen. Dr. Horst Schumann erprobte die Massensterilisierung mittels Röntgenstrahlen an mehr als 400 Männern, Dr. Carl Clauberg injizierte Frauen ein Präparat, das die Eileiter entzündete und verklebte, um sie unfruchtbar zu machen.<sup>31</sup> Die Versuchsstation von Schumann und Clauberg, die sich anfangs in Birkenau befand, wurde im Frühjahr 1943 aus Angst vor Epidemien in den Block 10 des Stammlagers verlegt. Gisella Perl erfuhr von diesen Experimenten nur vom Hörensagen. Sie berichtete von einer Bekannten, Ibi Hillman, die in einem erschreckenden Zustand von diesen Experimenten zurückkam. Diese selbst habe jedoch nicht gewusst, was genau mit ihr geschehen war.

Stärker konfrontiert war Gisella Perl mit den Experimenten von Josef Mengele, der als 1. Lagerarzt von Birkenau auch für das Häftlingsrevier in B II c zuständig war. Mengele, der seit Mai 1943 in Auschwitz war, nutzte neben seinen Aufgaben als Lagerarzt die Gelegenheit, persönliche wissenschaftliche Obsessionen in Menschenversuchen umzusetzen. Er untersuchte eine Vielzahl von Männern, Frauen und Kindern unterschiedlicher Herkunft nach genetischen Gesichtspunkten, wobei sein Schwerpunkt auf der vergleichenden Zwillingsforschung und der Untersuchung der Kleinwüchsigkeit lag. Mengele hielt sich oft an der Rampe auf, um Versuchsobjekte auszuwählen. Sein Forschungslabor befand sich zunächst im Bereich B II e, danach im Block 15 des Lagers B II f. Mengele versorgte auch seinen ehemaligen akademischen Lehrer, Professor Otmar von Verschuer vom Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin mit Blutproben von Auschwitz-Häftlingen verschiedener geographischer Herkunft. Verschuer beschäftigte sich mit der Feststellung der Rassespezifität von Eiweisskörpern im Blut und wollte davon ausgehend eine naturwissenschaftlich exakte Methode zur Rassenidentifikation entwickeln.<sup>32</sup>

Gisella Perl hatte aufgrund ihrer Arbeit im Revier täglich Kontakt zu Mengele, der das Revier zu Kontrollen und Selektionen aufsuchte. Sie war jedoch nicht, wie teilweise zu lesen ist, seine Assistentin. In seinen Versuchslaboren arbeitete sie nicht. Eine Zuarbeit zu seinen Experimenten erfolgte insofern, als sie ihm, nachdem die Abtreibungen auf offizielle Anweisung geschahen, Föten zu experimentellen Zwecken zur Verfügung stellen musste.

Nach ihrer Überführung in den Lagerbereich B II e kam sie auch in Kontakt mit speziellen Opfergruppen von Mengele, Zwillingspaaren und Kleinwüchsigen, die sie als «Mengeles Lieblinge» beschrieb.

## Die Perspektivität in Perls Memoiren

Die Krematorien von Birkenau und ihre brennenden Schornsteine waren für alle in Birkenau Gefangenen stets präsent. Spätestens einige Tage nach Ankunft war klar, was sie zu bedeuten hatten. Da alle Häftlinge jedoch nur in dem abgegrenzten Gebiet, in dem sie untergebracht bzw. zur Arbeit eingesetzt waren, Erfahrungen sammeln konnten, hatten nur sehr wenige Überlebende die Vorgänge bei der Ermordung der Juden in den vier Krematorien in Birkenau selbst beobachten können. Im verständlichen Wunsch, trotz des unvollständigen Wissens dieses zentrale Geschehen von Birkenau zu dokumentieren und besser ungesichertes Wissen weiterzugeben als gar keins, beschreiben gerade die Autorinnen und Autoren früher Berichte den Massensmord auf Grundlage ihrer damaligen Kenntnisse, die sich oftmals aus dem Hörensagen speisten. Kaum ein Autor, eine Autorin, war in der Lage, den Wahrheitsgehalt zu überprüfen. Hermann Langbein, selbst Überlebender von Auschwitz, wies darauf hin, wie viele Gerüchte im Lager kursierten, die dem Wunsch entsprangen, Unerklärliches zu erklären, aber auch durch die Ausschmückung von Dingen den monotonen Alltag zu bereichern.<sup>33</sup> Die Darstellungen werden damit gleichsam selbst zu historischen Quellen über den damaligen Kenntnisstand der Gefangenen.

Heute, nach jahrzehntelanger Forschung und vielen gesicherten Kenntnissen zum Mordgeschehen in Birkenau, ist es nötig,

sie mit dem aktuellen Wissenstand abzugleichen und offensichtliche Ungenauigkeiten zu korrigieren und einzuordnen. Dies stellt keineswegs die Glaubwürdigkeit der Berichte in Frage. Vielmehr hätten die Autorinnen und Autoren diese Fehler, die nicht aus Verfälschungsabsichten entstanden, sondern weil es schlichtweg keine Möglichkeit gab, sie durch Recherche zu verifizieren, vermutlich selbst richtiggestellt, wenn sie die Chance dazu gehabt hätten.

Auch in Gisella Perls Bericht gibt es einige Ungenauigkeiten über den Mordprozess in den Krematorien. Während ihrer Zeit in Birkenau wurden die meisten eintreffenden Menschen direkt nach ihrer Ankunft von der Ende Mai 1944 eröffneten Rampe im Lager Birkenau in die nahegelegenen Krematorien getrieben.<sup>34</sup> Es handelte sich nicht um Holzhäuser, wie sie berichtet, sondern um massive Neubauten, die über eigens zu Mordzwecken eingebaute Gaskammern verfügten. Besonders grausam war es, wenn Kinder durch Launen der SS-Männer aus der Menschengruppe ausgesondert und lebendig auf Scheiterhaufen geworfen wurden, die sich in der Nähe der Krematorien befanden. Es ist jedoch nicht richtig, dass dies mit allen Kindern so geschah, wie Perl mehrfach angibt. Ein Grossteil von ihnen starb in den Gaskammern. Auch erwähnt sie, dass aus den Körperfetten der ermordeten Juden Seife hergestellt worden sei. Zwar fand in Birkenau eine systematische Leichenflederei statt: So wurden die Körper der Ermordeten nach Zahngold und Schmuck abgesucht, die Haare in der Industrie weiterverwertet sowie Asche und Knochenschrot in der Landwirtschaft und im Strassen- und Wegebau verwendet. Dass Seife aus den Körperfetten hergestellt wurde, ist nicht belegt.<sup>35</sup>

Auch der verständliche Versuch Perls, die Leserinnen und Leser über die strukturgeschichtlichen Hintergründe ihrer Lagerodyssee, den Aufbau des Lagersystems im Deutschen Reich und die Funktion der verschiedenen Lagertypen aufzuklären, konnte nur ungenau enden. Dies lag nicht allein daran, dass den Häftlingen viele Fakten über das Lagersystem, in dem sie sich befanden, von vornherein verschlossen waren, sondern auch am Umstand, dass dieses verflochtene System zu diesem Zeitpunkt wohl kaum jemand überblickte. Erst in den letzten Jahrzehnten ist über das expandierende Aussenlagersystem detailliert geforscht worden.<sup>36</sup> Perl erklärt: «Die grösseren und kleineren Konzentrationslager in Deutschland waren in zwei Kategorien unterteilt. Die erste bestand aus den mit der deutschen Kriegsindustrie verbundenen Arbeitslagern. Bei den Zwangsarbeitern handelte es sich grösstenteils um Nichtjuden. In die zweite fielen die Vernichtungslager – Auschwitz, Dachau, Gross-Rosen, Dora, Buchenwald, Ravensbrück und eine Zahl anderer, wo der organisierte Mord die einzige Aktivität war.» Grundsätzlich ist es richtig, dass die Aussenlager der Kriegsindustrie, die vor allem in der zweiten Jahreshälfte 1944 überall entstanden, keinen Vernichtungszwecken dienten, obwohl auch dort die Sterblichkeit zum Teil sehr hoch war. Bis Sommer 1943 hatte die SS abgelehnt, Juden als Arbeitskräfte in das Reich zu überstellen. Danach und besonders seit dem Sommer 1944 wurden Juden und Nichtjuden gleichermassen in die Aussenlager geschickt. Die Rolle der erwähnten Stammlager war weitaus komplexer als von Perl dargestellt. Sie vereinten die verschiedenen Funktionen als Arbeitslager, Krankenlager und Umschlagplatz für Häftlingsar-

beitskräfte und waren nicht nur reine Tötungsstätten, obwohl an allen diesen Orten auch systematische Mordaktionen stattfanden.

Diese Korrekturen vorzunehmen, ist nicht nur wichtig, damit sich keine falschen Informationen weiterverbreiten, sondern auch, weil Holocaustleugner jegliche Ungenauigkeiten nutzen, um die gesamte Glaubwürdigkeit der Berichtenden durch Verweis auf solche Fehler in Frage zu stellen. Olga Lengyels und Gisella Perls Berichte wurden bereits von Holocaustleugnern gut zugänglich im Internet in Frage gestellt.<sup>37</sup> Auch wenn eine ernsthafte Beschäftigung mit revisionistischen Texten nicht ergiebig ist, da sie nicht auf einen auf Argumenten beruhenden Austausch zielen, lohnt es sich zu schauen, welche Punkte dem Autor in diesem Fall als Rechtfertigung dienten, Lengyel und Perl als Lügnerinnen darzustellen. Er beruft sich auf kleinliche Divergenzen eines von beiden beschriebenen Ereignisses – der Abtreibung, die Gisella Perl auf Wunsch der Aufseherin Irma Grese bei dieser vornahm. Gisella Perl beschrieb, dass sie dabei mit Irma Grese allein war, Olga Lengyel hingegen erklärte, sie sei als Krankenschwester hinzugebeten worden. Beide gaben unterschiedliche Uhrzeiten und Orte an sowie einen unterschiedlichen Wortlaut wieder. All diese Erinnerungsdivergenzen liegen völlig im Rahmen dessen, was die Wissenschaft als Verformungsprozesse bezeichnet, denen Erinnerungen auf natürliche Weise unterliegen. Es ist selbstverständlich, dass Erinnerungen kein Abbild einer wie auch immer vorgestellten historischen Wirklichkeit sind, sondern von vielerlei Faktoren geprägte und veränderte Erfahrungssynthesen darstellen, die sozial konstruiert werden. Eine breite Forschung zu diesen Prozessen und dem Umgang mit Überlebendenberichten in der historischen Forschung liegt inzwischen vor.<sup>38</sup> Gerade bei der Beschreibung von persön-

lichem Erleben im Lager, von Erfahrungen, die sich nicht durch zeitgenössische Quellen prüfen lassen können wie Begegnungen und Gespräche, sind etwaige Ungenauigkeiten für die eigentliche Mitteilung völlig irrelevant: Ob Perl bei der Abtreibung allein zugegen war und Lengyel davon berichtet hat, die es als persönliche Erfahrung abspeicherte, oder ob Lengyel tatsächlich mit anwesend war und Perl davon nicht erzählte, weil sie es vergessen hatte oder als unwichtig erachtete, ist für die eigentliche Aussage nicht von Bedeutung. Wesentlich ist die Information, die mit der Geschichte transportiert werden soll: die Beschreibung einer kurzzeitigen Rollenumkehr im Lager, das Gefühl der Genugtuung, dass die ihre Macht rücksichtslos und grausam ausübende Grese nun plötzlich vom Können und Wohlwollen einer Gefangenen abhängig war, und die Erkenntnis, dass gerade dieser Umstand eine Gefahr darstellte, da die Aufseherin solch eine Situation eigentlich nicht zulassen konnte.

Das für uns Wertvolle an den Ereignis- und Alltagsbeschreibungen in den Berichten ist, dass wir etwas erfahren, was uns keine andere Quelle nahebringen kann: die Perspektive der Häftlinge, ihre Wissensstände, Entscheidungsnöte, Erwartungen und Ängste. Nur sie können diese Einblicke in die Lagerwirklichkeit geben und das Zusammenleben der Häftlinge sowie die Interaktionen mit den Aufseherinnen und der SS beschreiben.

Neben der Verformung durch lebensgeschichtliche Sinnkonstruktionen unterliegen Berichte, ohne bewusstes Zutun, auch dem Einfluss von zwischenzeitlich produzierten «master narratives» des Holocaust. Schon in den direkten Nachkriegsjahren wurden Diskurse über das Geschehen geprägt, die sich in Inhalt und Duktus in Perls Memoiren niederschlagen. So hatte Perl auf-

merksam die Berichterstattung über den Bergen-Belsen-Prozess verfolgt, insbesondere das Verfahren gegen Irma Grese. Diese war im März 1943 aus Ravensbrück nach Auschwitz versetzt worden, dort im Mai 1944 Rapportführerin im Lager B II c geworden und als solche für die Arbeits- und Zählappelle der Häftlinge zuständig und an Selektionen beteiligt. Den Frauen in B II c ist sie durch ihre gewaltsame und dominante Machtausübung stark in Erinnerung geblieben. Nach der Räumung von Auschwitz gelangte sie nach Bergen-Belsen, wurde dort nach Eintreffen der britischen Armee im April 1945 festgenommen und als eine der Angeklagten im Bergen-Belsen-Prozess im November 1945 zum Tode verurteilt und im Dezember 1945 hingerichtet. Die Literaturwissenschaftlerin Constanze Jaiser hat darauf aufmerksam gemacht, wie problematisch die Darstellung von Irma Grese in dieser Prozessberichterstattung war.<sup>39</sup> Hier entstand ein Klischee von Grese als «beautiful beast», das einen engen Zusammenhang zwischen einer unterstellten sexuellen Perversion und der von ihr entwickelten sadistischen Gewalttätigkeit suggeriert. Dies führte dazu, dass gewalttätiges Verhalten von NS-Täterinnen lange Zeit nur noch mit einer triebhaften Sexualität erklärt wurde und eine Auseinandersetzung mit den tatsächlichen Verbrechen und den Strukturen, in denen sie möglich wurden, in den Hintergrund trat. Perl (und auch Lengyel) folgen dieser Legebildung, die bestimmte Funktionen im Nachkriegsdiskurs bediente, da sie eine scheinbare Erklärung für die unerklärlich erscheinende und nicht ins Rollenklischee passende Brutalität einer Frau lieferte. Auch Perl und Lengyel sexualisieren die Gewalttätigkeit Greeses und verschenken damit die Chance auf eine

tiefere Beschäftigung mit der Frage, welche sozialen und strukturellen Verhältnisse dazu beitrugen, dass Grese diese Aggressivität entwickelte.

Aus dem Diskurs der damaligen Zeit stammt auch Perls starke Betonung der Schönheit und Begabung der Opfer als Beweis für den grossen Verlust, bei gleichzeitiger Emotionslosigkeit bis hin zu spürbarem Sarkasmus, wenn sie das Schicksal von «hässlichen» und «streitsüchtigen» Menschen wie Jeanette oder den kleinwüchsigen Opfern von Mengeles Experimenten beschreibt. Diese Wertungen werden bei heutiger Lektüre als irritierend empfunden. Ebenfalls befremdlich wirkt die hin und wieder auftauchende Überschätzung ihres Einflusses auf das Lagergeschehen, die möglicherweise Teil ihrer Coping-Strategie in Birkenau war. So sei beispielsweise allein dank ihrer Idee, Margarine als Mittel gegen Hautentzündungen einzusetzen, Margarine zum teuersten Artikel in ganz Auschwitz geworden, und immer wieder habe sie bildlich vor Augen gehabt, wie es sein würde, wenn sie ihre Leidensgenossinnen singend in die Freiheit führen würde – ein Erlebnis, das ihr durch die vorzeitige Überstellung nach Hamburg-Wandsbek genommen wurde. Der Eindruck wird bestätigt durch die Beschreibungen von Olga Lengyel, die über die in ihrem Buch unschwer als Gisella Perl zu erkennende «Dr. G.» in freundschaftlichem Spott schreibt, sie hätte sich in einem «geradezu ungesunden Ausmass» geweigert, sich mit dem Umstand abzufinden, dass sie nicht mehr ihr altes Leben führte. Sie hätte in einer Traumwelt gelebt und alles getan, um die Illusion eines gepflegten Luxus' aufrecht zu erhalten, sogar Brot dafür gegeben, um sich und den anderen Reviermitarbeiterinnen das Haar richten zu lassen und stets mehrere «Garderoben» parat gehabt. Aus dem wenigen, was wir über Gisella

Perl wissen: Hier wird deutlich, dass es sich um einen starken Charakter handelt. Schon als junges Mädchen hatte sie sich gegen viele Schwierigkeiten und Bedenken durchgesetzt und war Ärztin geworden. Mit ähnlicher Beharrlichkeit schaffte sie es, die grausame Realität in Birkenau für sich und auch für andere zum Positiven zu beeinflussen. Eine der stärksten Szenen im Buch ist daher auch die Beschreibung des Abends, an dem sie beschliesst, gegen die in den ersten Wochen alles beherrschende Apathie anzukämpfen und Menschlichkeit in die kleine Gemeinschaft einziehen zu lassen, die sich eine Pritschenkoje zu teilen hatte: «Anstatt wie gewohnt wortlos einzuschlafen, sprach ich leise mit den Frauen, die in meiner Nähe lagen. Ich erzählte ihnen von meinem alten Leben in Märamarossziget, von meiner Arbeit, meinem Mann, meinem Sohn, den Dingen, die wir für gewöhnlich taten, den Büchern, die wir lasen, der Musik, die wir hörten ... Zu meiner Überraschung lauschten sie mit andächtiger Aufmerksamkeit, was zeigte, dass auch ihre Seele, ihr Geist nach Austausch hungerte, nach Gemeinschaft, nach Ausdruck ihrer selbst. Eine nach der anderen öffneten sie nun ihre Herzen.»

## Nach der Befreiung

Wenige Wochen vor der Räumung von Auschwitz-Birkenau wurde Gisella Perl in das Aussenlager Hamburg-Wandsbek überstellt, wo sie zwei Monate lang im Krankenrevier arbeitete. Anfang März 1945 wurde sie von dort nach Bergen-Belsen gebracht und erlebte die apokalyptischen Zustände kurz vor der Befreiung des Lagers am 15. April 1945 durch die britischen

Truppen. Im Anschluss arbeitete sie mehrere Monate im Nothospital von Bergen-Belsen. Nachdem sie in Erfahrung gebracht hatte, dass ihr Mann und ihr Sohn nicht überlebt hatten, unternahm sie einen Suizidversuch und wurde daraufhin durch den französischen Gesandten des Vatikans, Charles Amarin Brand, der als Seelsorger in Bergen-Belsen tätig war, in ein Kloster nach Frankreich vermittelt, wo sie sich erholen konnte. Ihren Bericht schrieb sie in der ersten Jahreshälfte 1946. Im März 1947 lud sie die United Jewish Appeal, eine Hilfsorganisation, die überlebende Juden unterstützte, mit einem Stipendium und einem zeitlich begrenzten Visum in die USA ein, um dort Vorträge über Auschwitz zu halten, insbesondere vor Medizinern. «Ich fuhr von Stadt zu Stadt, als Botschafterin der sechs Millionen», erklärte sie später.<sup>40</sup> Laut ihren eigenen Angaben war es Eleanor Roosevelt, die sie ermutigte, wieder als Ärztin zu praktizieren. Ihre Versuche, einen dauerhaften Aufenthalt in den USA zu erhalten, erwiesen sich als schwierig. Zwar hatte Präsident Harry S. Truman im Dezember 1945 die «Truman Directive» erlassen, die es «Displaced Persons» aus Europa ermöglichen sollte, unabhängig von den strengen Einwanderungsquoten einen Aufenthaltserlaubnis für die USA zu erhalten. Sie erwies sich jedoch als wenig wirksam, und erst der Displaced Persons Act vom 25. Juni 1948 und seine Nachbesserung 1950 sorgten dafür, dass sich die Zuzugsmöglichkeiten für Holocaust-Überlebende besserten. Gisela Perls Bemühen um die US-Staatsbürgerschaft lag vor dieser Zeit.

Der Immigration and Naturalization Service der USA hatte die Aufgabe, zu überprüfen, dass Einwanderungswillige keine Nazisympathisanten oder Kollaborateure waren. In dem an Gisela Perls Geschichte angelegten Film *Out of the Ashes* (Regie: Joseph Sargent, 2003) wird suggeriert, die Behörde sei von

Auschwitz-Überlebenden informiert worden, dass Gisella Perl Tausende von jüdischen Babys getötet habe. Im Film muss sie in mehreren Vernehmungen den als ignorant dargestellten Männern der Behörde die Situation in Birkenau erklären und rechtfertigen, wieso sie dort Abtreibungen vorgenommen hat. Es wird die Aufgabe künftiger Forschung sein, anhand der Vernehmungsprotokolle festzustellen, wer genau welche Vorwürfe erhob, und einzuordnen, inwieweit sich Perls Fall von anderen unterschied. Aus der zeitgenössischen Presse erfahren wir lediglich, dass sich der New Yorker Abgeordnete der Demokraten im US-Repräsentantenhaus, Sol Bloom, sehr dafür einsetzte, Perl einen ständigen Aufenthalt in den USA zu ermöglichen. Nach einem Jahr ermüdenden Kampfes bewilligte Präsident Truman schliesslich im März 1948 ihre Einbürgerung in die USA. Die *New York Times* berichtete, dass Perl ansonsten eine Zwangsrückkehr nach Rumänien und dort möglicherweise eine Verfolgung gedroht hätte.<sup>41</sup> Welche Beschuldigungen gegen sie erhoben wurden, blieb unerwähnt. Dass es um die Abtreibungen in Auschwitz-Birkenau ging, geht lediglich aus einer kleinen Debatte in den Feuilletons amerikanischer Zeitschriften im September 1948 hervor. So veröffentlichte der *Partisan Review*, eine kommunistisch orientierte Vierteljahresschrift zu Politik und Literatur, einen Artikel des deutsch-jüdischen Philosophen Hans Meyerhoff, der nach 1933 in die USA ausgewandert war. Er bezieht darin die Position, dass Perl aus einfacher Humanität gehandelt habe und ihre nächtlichen Abtreibungen ein Akt von Zivilcourage waren, die in dieser Situation lebensrettend und daher richtig waren.<sup>42</sup> Im *Time Magazine* wurde unter der Überschrift «Not so simple» widersprochen. Der New Yorker Arzt

Dr. David Deutschman wird dort mit den Worten zitiert: «Es kann keine rationale oder moralische Rechtfertigung für die Massenabschlachtung von Kindern geben – egal ob sie von brutalen Nazis oder von einer sentimental und gutmeinenden Medizinerin vorgenommen wird.»<sup>43</sup>

Im Jahr 1948 erschien ihr Buch in New York. Sie begann auf der Entbindungsstation des Mount Sinai Hospitals zu arbeiten und eröffnete 1951 eine Praxis in der Park Avenue in Manhattan. Als Geburtshelferin, Spezialistin für Familienplanung und die Behandlung von Unfruchtbarkeit brachte sie Tausende von Kindern auf den Weg ins Leben. Im Rentenalter ging sie nach Israel, um bei ihrer Tochter zu leben und arbeitete ehrenamtlich in der Frauenabteilung des Shaare Zedek Medical Center in Jerusalem.<sup>44</sup> Sie starb 1988.

## Bedeutung der Memoiren von Gisella Perl

Die Versuche, Gisella Perls Bericht in verkitschter Überhöhung ihrer Person zu rezipieren, wie es in einigen Essays getan wurde, wo vom «Engel von Auschwitz» und «*der Leiterin des Häftlingskrankenbaus in Auschwitz*» die Rede ist, sind wenig zielführend. Sie versuchen, Aufmerksamkeit zu erheischen, aber verfehlen durch ihre Schwarz-Weiss-Zeichnung oftmals den Kern des Geschehens. Wie der Theaterkritiker Andrzej Wirth schrieb, verlangt die Wahrheit über den Massenmord im 20. Jahrhundert den Verzicht auf die Dämonisierung der Täter und die Apotheose der Opfer.<sup>45</sup> In Auschwitz-Birkenau gab es unzählige Menschen, die vor Entscheidungen gestellt waren, die niemals einem Menschen zugemutet werden dürfen, und diese dennoch so verantwortungs-

voll wie möglich trafen. Gisella Perl war kein «Engel», sondern ein Mensch mit menschlichen moralischen Ansprüchen, die sie wie ihre Mithäftlinge in einem unmenschlichen System auf den Prüfstand gestellt sah. Sie lässt uns an ihren Gedanken, ihrer Wut und ihren Fragen teilhaben und gibt mit ihrem Bericht nicht nur der historischen Forschung wichtige Einblicke in das Innenleben des Lagers. Wir sollten die Berichte der Überlebenden in ihrer menschlichen Grösse wahrnehmen und ihre natürliche Begrenztheit anerkennen.

Seit Jahrzehnten wird darüber nachgedacht, wie die Bildungsarbeit zu den Themen der nationalsozialistischen Judenverfolgung und -ermordung angesichts des Aussterbens der Generation der Zeitzeugen und Zeitzeuginnen in zukunftsfähige Formate übertragen werden kann. Neben den zahlreichen Anstrengungen, moderne Kommunikationstechnologien wie Hologrammformate und Videointerviews nutzbar zu machen, kann auch die Relektüre der in Vergessenheit geratenen frühen Berichte einen grossen Lerneffekt freisetzen, da ihnen gerade durch ihre Unmittelbarkeit ein hohes Potenzial innewohnt. Die Zugänglichmachung und Übersetzung, Kontextualisierung und Bereitstellung von Hintergrundwissen auf Grundlage der geschichtswissenschaftlichen Forschungsergebnisse sind gute Möglichkeiten, den unverzichtbaren Stimmen der Überlebenden Geltung zu verschaffen, neue Fragen an ihre Berichte zu stellen, Leerstellen zu diskutieren und sie im Dialog und vielstimmigen Akkord mit anderen Texten zu erhellen. In solchen Fällen können uns die frühen, ebenso wie die später entstandenen Berichte noch sehr viel Neues und Unbekanntes vermitteln.

Andrea Rudorff

## Vorwort

Heinrich Heine, der grosse deutsche Dichter, prophezeite vor hundert Jahren die unvermeidliche «Renaissance» des Geistes der Zerstörung, der die deutsche Seele bewohnt. «Das Christentum – und das ist sein schönes Verdienst – hat jene brutale germanische Kampflust einigermaßen besänftigt», so schrieb er, «konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwut, wovon die nordischen Dichter so viel singen und sagen ... Kommen wird der Tag, wo die alten steinernen Götter sich dann aus dem verschollenen Schutt erheben und sich den tausendjährigen Staub aus den Augen reiben, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gotischen Dome.»<sup>1</sup>

Ja, Heine hatte Recht. Das alte, sadistische Deutsche erstand aus seinem Grab, zog eine SS-Uniform an, erhob sein infernalisches Hakenkreuz zum Hohn auf das Christuskreuz und fuhr fort zu zerstören, zu verbrennen, zu plündern, zu foltern und zu morden. Hitler, dieser degenerierte Faust, und seine Handlanger verwandelten das deutsche Volk in ein williges Instrument zu Eroberung und Gemetzel.

Wir werden niemals verstehen können, wie ein Volk, das Kant, Goethe, Beethoven, Bach, Dürer und viele andere unvergleichliche Genies hervorgebracht hat, so tief in den Morast aus

1 Heinrich Heine, *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*, Drittes Buch, hier zitiert nach: Heinrich Heine, Werke und Briefe in zehn Bänden, Band 5, Berlin und Weimar 1972, 5.305.

Verdorbenheit, Verbrechen und der Lust an Folter sinken konnte, dass jedes menschliche Wesen, das dies mit ansah, sich schämte, derselben Spezies anzugehören.

Mein Buch ist ein Zeugnis, das an die Ereignisse der Jahre 1940 bis 1945 erinnern soll, an die Bestialität, den Sadismus, die Unmenschlichkeit der Nazis und an den Tod ihrer sechs Millionen schuldlosen jüdischen Opfer. Jede individuelle Geschichte, jedes Bild, jede Beschreibung ist nur ein Stein in diesem Monument, das die Welt für immer an diese schmachvolle Phase der Geschichte erinnert und sie zur Wachsamkeit aufruft, damit sich die Ereignisse dieser Jahre nicht wiederholen.

«L'Allemagne Eternelle», das sich der skrupellosen Grausamkeit seines Volkes rühmte, zeigt sein wahres Gesicht auf den Seiten dieses Buches. Ihr, die ihr unter dem Schutz der Freiheitsstatue gelebt habt, haltet vor diesem Denkmal inne und lest seine Inschriften. Lest sie, prägt sie in eure Seelen ein und tragt sie als Memento mit euch! Die Toten sprechen hier zu euch. Die Toten, die euch nicht um Rache für sie bitten, sondern nur darum, sie zu erinnern und darüber zu wachen, dass keine weiteren unschuldigen Opfer deutscher Unmenschlichkeit je wieder ihre Reihen füllen ...

G.P., Juli 1946

## Dr. Capesius<sup>2</sup>

Dezember 1943, Märamarossziget, Siebenbürgen.

Nach Jahren der Angst, des Leids und des unaufhörlichen Kampfes gegen Hoffnungslosigkeit und Resignation waren die Jäger schliesslich zu Gejagten geworden. In beständig zunehmendem Ausmass strömten die nationalsozialistischen «Eroberer» durch unsere Stadt, frierend, hungrig und bestürzt, nach Westen zurückgedrängt durch die unaufhaltsame Wucht der russischen Gegenoffensive. Als wir ihre ausgezeherten Körper erblickten, ihre erfrorenen Hände und in Stofflappen gehüllten Füße, regte sich in unseren Herzen nicht mehr Mitleid als im Herzen des Märamaros-Gebirges mit seinen schneebedeckten Gipfeln, unberührt von den wechselnden Gezeiten der Geschichte. Jeder jüdischen Mutter, Ehefrau und Schwester galt der deutsche Soldat als Symbol allen Übels. Wir hassten ihn mit einem wilden, unauslöschlichen Hass. Er war verantwortlich für das Schicksal unserer Männer, die, eingezogen in Sklavenarbeitsbataillone, in den russischen Winter gehetzt worden waren, um halbverhungert, in Lumpen gekleidet und unbewaffnet Landminen zu entschärfen und den deutschen Armeen den Weg zu ebnen. Wer nicht von explodierenden Minen getötet wurde, erfror, verhungerte oder starb an den brutalen Schlägen, als

<sup>2</sup> Victor Capesius (1907-1985), Pharmazeut, seit 1934 rumänischer Handelsvertreter der I.G. Farben, 1943 als Volksdeutscher zur Wehrmacht eingezogen, der Waffen-SS unterstellt und von September 1943 bis Februar 1944 Leiter der Lagerapotheke in Dachau, danach in Auschwitz. Dort für die Beschaffung von Zyklon B zuständig, enge Zusammenarbeit mit Josef Mengele, während der Ungarn-Aktion im Frühsommer 1944 auch zum Rampendienst eingeteilt, 1946/47 in US-Internierung, danach Apotheker in Göppingen, 1965 im 1. Frankfurter Auschwitzprozess wegen der Beteiligung an Kriegsverbrechen zu neun Jahren Zuchthaus verurteilt.

Lohn für seine Dienstbarkeit. Mit den Armeen auf dem Rückzug kamen jetzt jedoch auch einige der Überlebenden zurück, kaum wiederzuerkennen, mit langen Bärten und durch das Leid gealterten Gesichtern. Doch sie lebten und – zumindest dachten wir das – waren in Sicherheit.

Ich arbeitete damals für drei und ersetzte mehrere Gynäkologen, die mit den Arbeitsbataillonen fortgeschickt worden waren. Ich half jungen Müttern, ihre Kinder auf die Welt zu bringen, linderte ihre Schmerzen, indem ich ihnen lange, optimistische Geschichten von einer friedvollen, sicheren Zukunft erzählte, wo es keine Nazis mehr geben würde, die ihr Leben und das ihrer Kinder bedrohten. Ich war unermüdlich und voller Hoffnung, belebt durch den Wind der Befreiung aus dem Osten und dem Westen.

Eines Nachmittags erschien ein ruhiger, kultivierter Herr in meiner Praxis.

«Ich bin Dr. Capesius», stellte er sich vor, «medizinischer Handelsvertreter der I.G. Farben. Ich bringe Ihnen hier einige unserer neuesten Präparate, aber das ist – offen gestanden – nur ein Vorwand. Ich interessiere mich nicht für die heutige I.G. Farben. Sie sind ein grundlegender Bestandteil des Nazisystems, und obwohl ich sie immer noch vertrete, ist es mir egal, ob ich ihre Produkte verkaufe oder nicht. Ich bin hier, da ich weiss, dass Sie und Ihr Mann während der Weimarer Republik lange in Berlin gewesen sind. Ich möchte über Deutschland sprechen, wie es zu jener Zeit war und wie es wieder sein wird, wenn der Nationalsozialismus besiegt ist. Ich bitte Sie, mir zu vertrauen ... Glauben Sie mir, es gibt viele Menschen in Deutschland, die wie ich nur für den Tag der Befreiung leben ...»

Vertrauen konnte ich ihm nicht. Zumindest nicht sofort. Aber indem ich mich zur Raison rief, eine Nation nicht wegen der Ver-

brechen einiger ihrer Söhne zu verurteilen, auch wenn es sich um die Mehrzahl handeln sollte, lud ich ihn zu uns nach Hause ein, damit er meinen Mann und meinen Sohn kennenlernte.

Der lange Abend, den wir zusammen verbrachten, hebt sich in meiner Erinnerung wie ein farbenfrohes Bild vor einem schwarzen Hintergrund ab. Wir wohnten in einem schönen Haus, das Kornélia Prielle, der grossen ungarischen Bühnenkünstlerin französischer Herkunft, gehört hatte. In den Wänden meines grünen Salons, behütet durch die Liebe und Achtung meines Mannes und meines Sohnes, fühlte ich mich glücklich und sicher. Dort sammelte ich jeden Abend die Kraft und den Willen, meine Arbeit, die zunehmend schwieriger wurde, fortzusetzen. Als Dr. Capesius zu Besuch war, sprachen wir über Musik und Literatur, über die künstlerischen und wissenschaftlichen Errungenschaften in Deutschland vor Hitler. Im Laufe des Abends wuchs unser Vertrauen in seine aufrichtige Liebe zur Freiheit und seinen Hass auf die Nazis, bis unsere Träume vom Vorkriegseuropa kühner und kühner wurden. Er teilte alle unsere Ansichten und half, den schönen Stoff weiterzuspinnen, den wir vor seinen Augen ausgebreitet hatten. Als ich Gedichte von Heine und Lessing vortrug, füllten sich seine Augen mit Tränen, und als mein Sohn Stücke aus Hubays Oper «Der Geigenmacher von Cremona» spielte, kannten sein Lob und sein Enthusiasmus keine Grenzen mehr. Über die Massen dankbar für den wundervollen Abend, den er in einem «Schrein der Kultur in Osteuropa» verbracht hatte, wie er sich ausdrückte, schüttelte er mir warm die Hand, bewunderte meine ausgefallene Armbanduhr und ging, nachdem er nochmals bekräftigt hatte, dass der Tag der Freiheit nah sei. «Behaltet euren Mut», waren seine letzten Worte an uns.

Fünf Monate später sollte ich ihn wiedersehen, im zweiten Monat meines Aufenthalts in Auschwitz, in der Uniform eines SS-Hauptsturmführers. Er war der Leiter der Lagerapotheke.

«Jüdische Ärzte vortreten!», befahl Dr. Mengele, der leitende Lagerarzt. «Wir bauen eine Krankenstation auf.»

Mit einigen anderen trat ich vor und sah mich Dr. Capesius, der neben dem Lagerarzt stand, von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Ich hatte mich gerade von einem misslungenen Selbstmordversuch erholt. Mein Kopf war rasiert, und die schmutzigen Lumpen, die meinen Körper verhüllten, verbargen meinen barmherzigen geschwächten Zustand nicht. Einen Moment lang traute ich meinen Augen kaum. Blitzartig sah ich mein Zuhause, meinen Sohn, die Geige unter dem Kinn, meinen Mann und unseren Gast, die ihm mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten. Die Szene drehte sich vor meinen Augen, während sein Gesicht freudlos lächelte, dann wurde alles dunkel. Als ich zu mir kam, lag ich auf dem Fussboden meines Blocks und wurde angewiesen, mich sofort bei Dr. Capesius zu melden.

Er betrachtete mich von Kopf bis Fuss – und lächelte wieder. Als er zu sprechen begann, klang seine Stimme kalt und höhnisch. Meine Abscheu war so gross, dass ich seine Worte zunächst kaum verstehen konnte. Seine Stimme drang jedoch bald bis zu meinem Bewusstsein durch. «Sie werden die Lager-Gynäkologin sein ...», bellte er. «Um Instrumente brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen ... Sie werden keine haben. Ihre medizinische Ausrüstung gehört jetzt mir, auch die ausgefallene Armbanduhr, die ich so bewundert habe ... Ich habe auch Ihre Papiere, die werden Sie aber nicht brauchen ... Sie können gehen.» Ich sah ihn nie wieder.

Doch all dies geschah viel später. Im Januar und Februar 1944 waren wir noch zu Hause, frierend, unterernährt, überarbeitet, doch voller Hoffnung. Es lag eine fast unerträgliche Spannung in der Luft. Die kleine Stadt hielt ihren Atem an, wartete auf den Durchbruch in den Karpaten, der uns vor dem ansonsten unvermeidlichen braunen Tod bewahren würde.

Als der Durchbruch erfolgte, war es zu spät. Am 19. März 1944, einem sonnigen Frühlingssonntag, wurde Ungarn von den Deutschen überrannt. Unser Schicksal war besiegt. Ununterbrochen, so als wollten sie ihr ganzes bestialisches Programm in die kürzeste Zeitspanne pressen, bombardierten sie uns mit einem Befehl nach dem anderen. Zuerst mussten wir den gelben Davidstern aufnähen ... dann folgte die Ausgangssperre ... Reisen war verboten ... Häuser wurden durchsucht... Menschen interniert ... Läden, Geschäfte beschlagnahmt ... eine endlose Folge überfallartiger Schrecken. Dann der Befehl, wir dürften unsere Häuser drei Tage lang nicht verlassen. Wir kauerten in unseren Wohnungen, krank vor Angst, warteten auf den nächsten Schlag. Den offiziellen Raubüberfall. Die Polizei brach in ein Haus nach dem anderen ein, forderte Gold, Silber, Juwelen, Wertsachen, Geld. Sie öffnete Schränke, Schubladen, Spinde und nahm alles mit, was sie wollte, ohne Rücksicht auf unsere Gegenwart, als wären wir schon tot.

Nachdem wir unseres ganzen Besitzes beraubt waren, wurden wir ins Ghetto getrieben, auf dem Rücken kleine Bündel mit dem Aller nötigsten. Am Ende der Stadt gab es ein paar enge, schmutzige, schlammbedeckte Strassen, gesäumt von heruntergekommenen Schuppen. Acht bis zehn Menschen mussten sich einen Raum teilen. Das Leben war auf das niedrigste Niveau reduziert.

Und trotzdem waren wir noch zu Hause. Noch konnten wir die Sonne über unseren Bergen untergehen sehen und in unseren Herzen hoffen, dass unsere Befreier bald über die Berghänge zu uns hinabkämen. Um uns waren Freunde und Verwandte, und ihre Liebe verscheuchte die Angst, die unsere Seelen erfüllte.

Das Ghetto diente nur einem einzigen Zweck. Es machte es unseren Peinigern leichter, uns den letzten mageren Besitz zu rauben. Sie kamen morgens und abends, liessen uns keine Ruhe, durchsuchten unsere Räume, unsere Kleider. Nichts und niemand war vor ihrer unermüdlichen Suche gefeit. Ich erinnere mich, es war ein Samstag, als wir erfuhren, dass wir abermals nach versteckten Schmuckstücken durchsucht würden. Diesmal war es die Gestapo, nicht die örtliche Polizei, die die Operation durchführte. Als sie alles durchwühlte hatten, ohne irgendwelche Wertsachen zu finden, musste ich dabeistehen und zusehen, wie sie eine Frau nach der anderen packten und mit schmutzigen Fingern die Tiefen ihrer Körper nach Schätzen absuchten.

Eines Tages befahl mir der Befehlshaber der Gestapo, im Ghetto ein Hospital und eine Entbindungsstation einzurichten. Von Glück beflügelt, lief ich von Haus zu Haus, bat um ein überschüssiges Bett, ein Laken, ein Handtuch, etwas Baumwolle, Wolle, ein Kissen, was immer man auch nur entbehren konnte, und innerhalb weniger Tage war eine kleine Wohnung in ein sauberes, weisses, fast komfortables kleines Hospital verwandelt worden. Damals begegnete ich zum ersten Mal der deutschen Perversität. Das Einrichten des Hospitals gab uns ein Gefühl der Sicherheit. «Warum sollten sie uns beauftragen, ein Hospital zu organisieren», sagten wir uns, «wenn sie vorhaben,

uns zu deportieren? Vielleicht werden wir doch nicht deportiert ... Vielleicht behalten sie uns hier, im Ghetto, bis der Krieg vorbei ist. Vielleicht brauchen sie ihre Züge für den Rücktransport ihrer Armeen, und die russische Gegenoffensive kann uns das Leben retten.»

Nachdem ich meine erste Entbindung auf der neuen Entbindungsstation hinter mich gebracht hatte – eine komplizierte Zangen Geburt – erschien der Gestapokommandant mit einigen Windeln als Geschenk für das Neugeborene. Er beglückwünschte mich zu meinem Geschick, bewunderte die Arbeit, die ich beim Aufbau des Hospitals geleistet hatte und zeigte ein entgegenkommendes Interesse für alles, was ich ihm erzählte. Am nächsten Tag traf aus Berlin der Befehl zur Deportation ein, und der Gestapokommandant kam selbst, um die junge Mutter und ihr einen Tag altes Kind in den Viehwagon zu werfen.

Als wir von dem Deportationsbefehl erfuhren, ging mein Mann, der als Vorsitzender des Judenrats im Ghetto verantwortlich für die Ausführung aller Befehle war, zu ihm und bat ihn um den Gefallen, das gesamte Ghetto auf der Stelle zu exekutieren. Er selbst und seine Familie würden als erste in den Tod gehen, sagte er ihm. Als Antwort erhielt er ein unbändiges Lachen und so heftige Prügel, dass er die Treppen des Hauptquartiers hinabstürzte. Er war bewusstlos, als wir ihn abholten und in unseren Raum zurücktrugen. Im Morgengrauen des folgenden Tages mussten wir nach zwei elenden Wochen das Ghetto verlassen. Zunächst wurden wir in die Synagoge geschickt und dort erneut durchsucht. Man nahm uns unsere Bündel ab. Unsere paar Papiere und Fotografien wurden vernichtet. Wie Vieh trieb man uns dann zum Bahnhof und pferchte uns in Viehwaggons, achtzig bis hundert Menschen zusammengedrängt in jedem

Waggon. Vergebens baten unsere Blicke die Berge, die Stadt,  
die Menschen um Hilfe. Nur der Tod sollte uns von unserem  
Leid befreien.

## «Ich will mit ihnen gehen...»

Heute – wo alles so hilflos erscheint in unserer chaotischen Welt, wo nach all dem Blutvergiessen, all dem Leid der letzten Jahre Frieden und Sicherheit überall noch immer unbekannte Segnungen sind – stellen sich Menschen wie ich, die durch die Hölle gegangen sind, oft die Frage: Wo soll das enden? Werden Güte, Liebe und Gerechtigkeit niemals wieder auf dieser Welt regieren? Werden der Hass und das Böse immer das Zepter schwingen?

Meine Fragen bleiben ohne Antwort, doch wann immer ich sie stelle, kommt mir eine Geschichte in den Sinn, die mir beweist, dass die Verantwortung für die Welt, in der wir leben, dem Menschen nicht angeboren ist, sondern sich seiner Erziehung verdankt. Wenn ich mich an ein junges Mädchen erinnere, Elisabeth, wird mein Glaube an den inneren Adel eines Menschen, der als Reaktion auf Freundlichkeit zum Ausdruck kommen kann, neu belebt.

Es geschah in einer kalten, windigen Dezembernaut, in einem Tal der schneebedeckten Karpaten. Das langanhaltende, heftige Läuten der Türglocke durchbrach die nächtliche Stille. Dann die Stimme einer Krankenschwester: «Sie haben eine Frau gebracht. Sie blutet. Kommen Sie, Frau Doktor?»

Wenige Minuten später war ich im Operationssaal. Ein junges Mädchen, etwa sechzehn Jahre alt, blutüberströmt, lag auf dem Operationstisch, das Opfer einer Vergewaltigung. Rasch habe ich sie genäht, und die Wunde wurde gesäubert. Dann lag sie still im weissen Krankenhausbett. Ich stellte ihr keine Fragen. Es war Nacht; sie musste schlafen; am nächsten Tag wäre genügend Zeit.

Elisabeth blieb eine Woche im Krankenhaus, und während dieser Woche erzählte sie mir ihr ganzes trauriges junges Leben. Sie war Waise, Protestantin, Ungarin. Sie lebte bei Verwandten, wo harte Arbeit und Schläge ihre Tage bestimmten. Selbst in ihren Nächten fand sie keine Ruhe; sie wurden von den lautstarken, betrunkenen Ausbrüchen des Hausherrn gestört. In solch einer Nacht, verrückt vor alkoholisierter Begierde, vergewaltigte er das kleine Mädchen, das nicht die körperliche Kraft besass, sich seiner Brutalität zu erwehren.

«Lassen Sie mich nicht wieder dorthin zurückgehen, Doktor ...», wiederholte sie Tag für Tag. «Lieber sterbe ich, als dass ich zurückgehe.»

Sie blieb bei mir. Ich schickte sie in eine Schule, damit sie kochen lernte, und sie wurde meine Haushälterin. Mein Sohn war ihr wie ein Bruder. Sie lernten zusammen Latein, Französisch und Literatur, trugen gemeinsam Gedichte vor, studierten Geschichte und Geografie; und während sie mir half, Marmeladen und Gelees für den Winter vorzubereiten, piffte sie Melodien von Beethoven und Mozart, die mein Sohn auf der Geige für sie spielte. Wir behandelten sie wie eine Tochter. Sie nannte meine Eltern «Grossmutter» und «Grossvater». Sie und mein Sohn heckten zusammen so manchen kindischen Streich aus, erdachten so manche süsse Überraschung. Sie teilte unsere Freuden und Sorgen, unsere Träume und Sehnsüchte, unseren Kummer.

Nach einer Weile begann sie, mich zu meinen Patientinnen zu begleiten. Ihre Freundschaft mit meinem Sohn wurde so eng, dass sie es war, der er seine kleinen Geheimnisse anvertraute. Sie nahm an unserem streng jüdischen Leben teil – blieb aber Protestantin. Darauf bestand ich. Ich kaufte ihr eine Bibel und ein

Psalmbuch und schickte sie jeden Sonntag zum Pfarrer. Wenn die Glocken der alten protestantischen Kirche zu den Gottesdiensten läuteten, achtete ich darauf, dass sie daran teilnahm. Am Karfreitag fastete sie, und zu Weihnachten bekam sie immer ihren schönen, hell leuchtenden Weihnachtsbaum. Sie fastete aber auch an den jüdischen Feiertagen, und wenn wir die Chanukka-Kerzen der alten Makkabäer entzündeten, sang sie zusammen mit meinem Sohn die alten Lieder, in perfekter Harmonie.

Jene traurige Dezembernaut, als sie blutend auf meinem Operationstisch lag, hinterliess in ihrem Herzen einen tiefen Respekt für mich – einen Respekt, stärker noch als Liebe.

Mit den Jahren wurde Elisabeth zu einer attraktiven jungen Frau. Dem Brauch gemäss begannen wir, ihre Aussteuer vorzubereiten. Und dann, an einem Tag, den ich nie vergessen werde, betrat der Horror unser Haus.

Brutale Polizisten und Gestapoleute brachen ein, rissen Spinde und Schränke auf, zerstörten, was sie nur konnten, trieben uns mit schmutzigen Flüchen an, uns fertig zu machen. Eine schwere Hand schlug meinen weisshaarigen Vater, ein junger deutscher Held ohrfeigte meinen Mann, und einer der Polizisten schob mich ungeduldig zur Tür. Über all dem chaotischen Lärm lag Elisabeths Stimme, scharf und drohend wie ein Nebelhorn:

«Lasst Grossvater in Ruhe. Wagt nicht, die Ärztin anzufassen. Ihr seid keine Ungarn, ihr seid unmenschlich! Verbrecher! Mörder! Diese Leute sind gute Ungarn, ehrbare Menschen! Nehmt eure Hände von ihnen, ihr seelenlosen Diebe!»

Verzweifelt, ohne einen einzigen Gedanken an ihre eigene Sicherheit, streckte sie ihre schwachen Arme aus und versuchte,

sich mit ihrem jungen Körper zwischen uns und unsere Verfolger zu werfen.

Ein hoher Zaun trennte das Ghetto von der Welt des Todes und der Gewalt draussen. Wir kauerten hinter ihm, verängstigt und verzweifelt, und fragten uns, wie lange dieser Zaun uns wohl schützen würde. Tag für Tag erschien Elisabeth am Tor, mit einem Essenspaket für uns. Sie wurde dünner und dünner, es war ersichtlich, dass sie auf ihr Essen verzichtete, um für uns zu sorgen.

Dann kam der letzte Nachmittag, den wir in unserer kleinen Stadt verbringen sollten. Wir waren bereits in den Viehwaggons und Wachen vernagelten die Türen, die man hinter uns geschlossen hatte, als sich zwischen den Gitterstäben eine wohlbekannte Hand nach uns ausstreckte, Elisabeths Hand. Sie brachte uns Milch und Brot für die Reise, doch als sie mich dort stehen sah, eingezwängt zwischen meinen Leidensgefährten, verlor sie den Kopf. Weinend, schreiend, begann sie mit den Fäusten gegen die starken Eisentüren zu hämmern, als hoffte sie, sie durch die Kraft ihrer Verzweiflung zum Nachgeben zu bringen. «Ich will mit ihnen gehen!», weinte sie, «lasst mich mit ihnen gehen ...»

Die Wachen ergriffen sie und zogen sie vom Zug weg, schlugen sie, traten nach ihr, um ihre hoffnungslosen Schreie zum Verstummen zu bringen. Der Zug fuhr los, der Glockenturm des protestantischen Gymnasiums und die Kirche verschwanden in der Ferne, doch Elisabeths herzerreissende Schreie folgten mir den ganzen Weg nach Auschwitz und werden mir für immer folgen, wohin ich auch gehe. «Ich will mit euch gehen ... Lasst mich mit ihnen gehen ...»

Ja, die Verantwortung für die zukünftige Welt liegt bei den Lehrern und Erziehern. Wenn wir es wollten, wenn wir wirklich

und aufrichtig versuchten, eine bessere Welt aufzubauen, dann würde das Gute der Menschheit überwiegen, dann würden die Elisabeths keine seltenen, denkwürdigen Ausnahmen sein.

## Ankunft in Auschwitz

Acht Tage und Nächte fuhren wir zu einem unbekanntem Ziel. Die Polizei, die uns bis zur Grenze begleitete, sprach von einem grossen, gemeinschaftlichen Ghetto, wo wir arbeiten würden. Doch als wir durch die schmale Öffnung unseres verriegelten Waggons sahen, dass unser Zug an der Grenze von SS-Truppen übernommen wurde, wussten wir, dass es keine Hoffnung für uns gab. Von da an bekamen wir weder Essen noch Wasser. Die Kleinkinder weinten vor Hunger und Kälte, die alten Menschen flehten um Hilfe, einige verloren den Verstand, manche brachten ihre Kinder auf dem schmutzigen Boden zur Welt, andere starben, und ihre Leichen reisten mit uns weiter ... Hin und wieder kamen unsere Bewacher in den Waggon, um ein weiteres Mal nach Wertsachen zu suchen, oder um uns zu schlagen und klagende Stimmen mit brutalen Drohungen zum Schweigen zu bringen.

Dann waren wir da. Wir strengten unsere müden, geschwächten Augen an, um den Namen des Bahnhofs zu lesen: AUSCHWITZ. Als die SS-Wachen die Tür unseres Waggons entriegelten und uns befahlen, auszusteigen, lief ich zu meinen Eltern, umarmte sie und bat sie um Vergebung, sollte ich ihnen jemals Kummer bereitet haben. «Du warst das beste Kind, das Eltern haben konnten», trösteten sie mich. Meine Schwestern und Brüder umarmten mich schweigend. Mein Mann zog mich an sich. «Pass auf dich auf ...», flüsterte er, «pass auf dein warmes, gross-

zügiges Herz auf ...» Mein Sohn blickte mich mit seinen grossen, blauen Augen an. «Mutter ...», sagten sie. «Mutter...»

Niemand, der lebend aus einem deutschen Vernichtungslager herauskam, wird je das Bild vergessen, das uns in Auschwitz empfing. Wie grosse, schwarze Wolken hing der Rauch des Krematoriums über dem Lager. Scharfe, rote Flammenzungen leckten den Himmel, und die Luft war schwer vom Übelkeit erregenden Gestank verbrannten Fleisches.

Ein SS-Kommando, mit Pistolen, Ochsenziemern und Schlagstöcken bewaffnet, ging auf uns los, trennte die Männer von ihren Frauen, die Eltern von ihren Kindern, die Alten von den Jungen. Diejenigen, die sich wehrten, oder die zu schwach waren, sich schnell zu bewegen, wurden geschlagen, getreten und davongeschleppt. In wenigen Minuten standen wir in getrennten Gruppen, nahezu bewusstlos vor Schmerz, Angst, Erschöpfung und dem unerträglichen Schock, unsere Liebsten zu verlieren.

Unterstützt von ein paar SS-Offizieren, übernahm dann der Lagerarzt die Leitung des höllischen Spiels. Mit einer Handbewegung schickte er einige von uns nach links, andere nach rechts. Von jeder Zugladung Gefangener, jedes Mal zehn- bis zwölftausend Menschen, selektierte er an die dreitausend Menschen für sein Lager. Die anderen, jene, die nach links gingen, wurden zum Krematorium gebracht, um einen entsetzlichen Tod in dem unaufhörlich brennenden Feuer zu sterben. Sie wurden auf Rotkreuzlastwagen verladen, ein grauenhafter Hohn auf allen menschlichen Anstand, und abtransportiert. Alles, was wir je von ihnen wiedersahen, waren ihre Kleider im Vorratsmagazin des Lagers.

Später erfuhr ich alles über diese bestialische Prozedur. Sie wurden in kleine Holzhäuser<sup>3</sup> gedrängt, entkleidet, jeder erhielt ein Handtuch und ein Stück Seife, dann sollten sie sich unter die Dusche stellen. Sie zitterten vor Erwartung, vor Sehnsucht nach den Wassertropfen, um ihre durch die lange Reise erschöpften und verschwitzten Körper zu reinigen, um den Durst ihrer heißen, trockenen Kehlen zu lindern. Doch anstelle von Wasser strömte ein schweres, beissendes Gas aus den Duschen. Innerhalb von sieben oder acht Minuten waren etliche von ihnen erstickt, andere verloren das Bewusstsein und wurden lebendig in die Flammen geworfen. Ihre Schreie, das Gurgeln und Würgen, das aus den Holzhäusern drang, werden immer in meinen Ohren klingen.

Die Kinder, kleine blonde oder dunkelhaarige Kinder aus allen Teilen Europas, gingen nicht mit ihren Müttern in die Gaskammern. Sie wurden fortgerissen, weinend und schreiend, in ihren Augen wildes Entsetzen, entkleidet, in die wartenden Gräber geworfen, mit irgendeinem Brennstoff übergossen und lebendig verbrannt.<sup>4</sup> Hunderttausende kleiner Kinder, die schönen und die unscheinbaren, die reichen und die armen, die artigen und die frechen, die gesunden und die kranken, blauäugige polnische Kinder, dunkelhaarige kleine Ungarn, pausbäckige holländische Babys, ernsthafte französische Jungen und Mädchen,

3 Während der Ermordung der aus Ungarn deportierten Juden wurden vor allem die 1943 in Betrieb genommenen Gaskammern der Krematorien II bis IV genutzt. Die zwei ehemaligen Bauernhäuser, die im Jahr 1942 zur Ermordung von Juden genutzt wurden, waren aus Stein. Das erste wurde 1943 abgerissen, das zweite, das sogenannte «Weisse Haus» in der Nähe der Krematoriumsneubauten, wurde von Mitte Mai bis November 1944 erneut als Gaskammer verwendet.

4 Die meisten nach Auschwitz-Birkenau deportierten Kinder starben zusammen mit ihren Eltern in den Gaskammern. Es kam jedoch vor, dass SS-Männer Kinder von ihren Eltern separierten und lebend auf die brennenden Scheiterhaufen warfen.

sie alle starben, um die sadistischen Instinkte jener Perversen zu befriedigen.

Wir, die wir durch puren Zufall nach rechts geschickt worden waren, bildeten eine Kolonne und machten uns auf den Weg zum Lager. Der Strassenrand war mit verwesenden Leichen übersät, das Schicksal derer, die nicht Schritt halten konnten. Wir kamen zu einer langgestreckten, hölzernen Baracke. Uns wurde befohlen, hineinzugehen.

Doch plötzlich löste sich die Kolonne auf, die unerträgliche Spannung explodierte, Entsetzen, Schmerz, Leid und Einsamkeit verwandelte manche der Frauen in schreiende, panische, hysterische Geschöpfe. Sie weigerten sich, die Baracke zu betreten, auf der in grossen Buchstaben «Desinfektion» geschrieben stand. Kugeln flogen, Ochsenziemer schlugen zu und Stöcke hieben mit einem dumpfen Geräusch auf Menschen ein, hinterliessen zerbrochene Knochen und offene Schädel – doch das schreckliche Chaos wollte sich nicht legen.

«Wo ist ein Arzt?», schrie einer der SS-Männer. Ich trat vor. Er hob mich auf einen Tisch und gab mir den ersten Befehl in meinem Lagerleben.

«Sag diesen Tieren, sie sollen Ruhe geben, oder ich werde sie alle erschiessen!»

«Hört mich an ...», rief ich ihnen zu. «Habt keine Angst! Das ist nur eine Desinfektionsanstalt, euch wird hier nichts geschehen. Anschliessend werden wir arbeiten, wir werden alle zusammenbleiben, Freundinnen, Schwestern, in unserem gemeinsamen Schicksal geeint. Ich bin eure Ärztin ... Ich bleibe bei euch, immer, um auf euch achtzugeben, um euch zu beschützen ... Bitte, beruhigt euch ...»

Meine Worte taten Wirkung. Die Frauen glaubten mir, sie wurden still und betraten das Gebäude, eine nach der anderen.

Bewacht von den SS-Männern und -Frauen führten Gefangene das Desinfektionsprogramm durch.<sup>5</sup> Wir wurden vor den lachenden SS-Wachen entkleidet. Sie zeigten ihren Gefallen an manchem schönen Körper durch Peitschenhiebe. Alles, was uns an unser früheres Leben hätte erinnern können, wurde uns genommen.

Als wir aus dem Gebäude herauskamen, erkannten wir einander nicht mehr. Anstelle der erschöpften, gequälten, sich aber immer noch selbst achtenden Frauen, die eingetreten waren, waren wir jetzt nichts als eine herzerreissende Schar weinender Clowns, eine gespenstische Karnevalsprozession auf dem Weg zum letzten Fest: dem Tod ...

Mir war alles egal. Nach meiner ermutigenden Rede zu den hysterischen Frauen hatte ich die vierzig Gramm Morphinum geschluckt, die ich in einer kleinen Flasche versteckt hielt. Ich empfand eine ironische Überlegenheit, als ich meinen Kopf unter die Scheren beugte und unter der eiskalten Dusche lächelte ... Meine Füße waren durch die Wirkung des Morphins beflügelt, als sie durch die Tore von Auschwitz gingen, sicher, den Weg zum höchsten Glück des Vergessens zu beschreiten.

<sup>5</sup> Perl benutzt häufig den nicht ganz präzisen Begriff «SS-Frauen» für die in Auschwitz-Birkenau eingesetzten Aufseherinnen. Diese waren keine SS-Mitglieder. Aus Sicht der Häftlinge machte dies jedoch keinen Unterschied. Die uniformierten Aufseherinnen übten ebenso wie die SS-Männer eine brutale Weisungsmacht gegenüber den Häftlingen aus.

## Auschwitz – und ein Tag innerhalb seiner Grenzen

Auschwitz, wo sich das grösste Vernichtungslager der Nazis befand, liegt in Oberschlesien, etwa fünfundzwanzig Meilen<sup>6</sup> südlich von Kattowitz. Als hätte die Natur es genau zu diesem Zweck geschaffen, ist dort selbst der Boden tot; kein Baum, keine Blume unterbricht seine graue Monotonie.

Unserem Leben dort, das bereits jenseits des Erträglichen war, fügten der Schlamm, der schwere Lehm, der zäh an unseren Holzschuhen klebte, eine schier unüberwindliche Schwierigkeit hinzu. Es gab kein Wasser, ausser dem Regen, der kalt und prasselnd auf das weite, flache Gelände niederging, in die Baracken tropfte und eisige Rinnsale an den dünnen, hölzernen Wänden unserer letzten Zuflucht bildete. Die einzigen Tiere, die wir dort je zu Gesicht bekamen, waren Krähen, Ratten und Läuse, die unser elendes Leben teilten, indem sie uns die Krumen aus dem Mund stahlen, ihre Nester in unseren Käfigen bauten und nachts über unsere schlafenden Körper krochen.

Die etwa vierzig Quadratkilometer von Auschwitz waren in kleinere, mit verschiedenen Buchstaben gekennzeichnete Lager geteilt.<sup>7</sup> Sie waren durch elektrisch geladene Stacheldrahtzäune

6 Das entspricht rund 40 km.

7 Das Gebiet des gesamten Lagers Auschwitz-Birkenau und der ihm zugeschlagenen landwirtschaftlichen Flächen betrug 40 km<sup>2</sup>. Gisella Perl spricht hier vom Lagergelände von Birkenau, das etwa 5 km<sup>2</sup> gross war. Es bestand aus einzelnen Segmenten («Bauabschnitten»), die mit den Bezeichnungen BI a und BI b sowie BII a-f, später auch B III bezeichnet wurden. Perl war im Bereich B II c untergebracht.

voneinander getrennt. Ein weiterer elektrischer Stacheldrahtzaun umgab den gesamten Lagerkomplex. Wie oft geschah es, dass sich Frauen, die die unmenschlichen Torturen nicht mehr ertragen konnten, in diese Zäune stürzten, in der Hoffnung, ihr Leben rasch und vergleichsweise leicht zu beenden. Doch das Schicksal hatte kein Mitleid. Der Strom war nicht stark genug, um zu töten. Sie blieben im Zaun hängen, mitunter tagelang, und litten unvorstellbare Qualen, bis sie entweder an Unterkühlung starben oder von einer Wache erschossen wurden.

Jedes Lager bestand aus endlosen Reihen von Blöcken – schmutzige, von Ratten heimgesuchte Holzbaracken –, in denen je um die zwölfhundert Menschen untergebracht waren. An den Innenwänden der Baracken gab es drei Reihen hölzerner Bretterböden, einer über dem anderen, wie Regalfächer. Diese Bretterböden waren unser Schlaf-, Wohn-, Ess- und Arbeitsraum, alles in einem. Sie wurden in regelmässigen Abständen von vertikalen Brettern unterteilt. Jeder dieser käfigähnlichen Verschlänge nahm dreissig bis sechsunddreissig Menschen auf. Manchmal brachen die Bretterböden unter der Last der Schlafenden zusammen, und die Insassen stürzten in einem schrecklichen Durcheinander aufeinander, was gebrochene Knochen, blutende Wunden, lautes Wehklagen und in den meisten Fällen Peitschenhiebe der «Blockova»<sup>8</sup>, der Blockältesten, zur Folge hatte.

Einige wenige «Waschräume» waren über das Lager verteilt, ein einziger Wasserhahn in jedem, darüber ein grosses Schild:

<sup>8</sup> Abgeleitet von dem polnischen Wort «Blokowa», das auch von anderssprachigen Häftlingen übernommen wurde. Es handelt sich um weibliche Häftlinge, die von der SS die Funktion erhalten hatten, im Block die Aufsicht zu führen und die Einhaltung der Vorschriften sicherzustellen.

«Achtung! Verseuchtes Wasser! Kein Trinkwasser!» Aber was hat uns das interessiert! Wir tranken es trotzdem, wir mussten trinken, um unsere brennenden Zungen und Mägen zu kühlen, die beständig durch das Salpeter brannten, das unserem Essen beigemischt war. Es gab eine einzige Latrine für dreissig bis zweiunddreissigtausend Frauen. Wir durften sie nur zu bestimmten Stunden benutzen. Wir standen Schlange, um in das kleine Gebäude zu gelangen, das knietief in menschlichen Exkrementen versank. Da wir alle an Ruhr litten, konnten wir es kaum erwarten, an die Reihe zu kommen und beschmutzten unsere zerlumpten Kleider, die wir nie vom Leib nahmen. Auf diese Weise kam zum Horror unserer Existenz noch ein schrecklicher Gestank hinzu, der uns wie eine Wolke umhüllte. Die Latrine bestand aus einem tiefen Graben, über den in Abständen Bretter gelegt waren. Wir hockten auf diesen Brettern, aufgereiht wie Vögel auf einem Telegraphendraht, so eng gedrängt, dass wir uns gegenseitig beschmutzen mussten.

Niemand, der je ohne die kleinen Bequemlichkeiten, die selbst das allerärmste Leben bietet, auskommen musste, kann sich vorstellen, was es bedeutet, beispielsweise kein Papier zu haben. Es gab natürlich kein Toilettenpapier in der Latrine, und wir besaßen keine Gelegenheit, an Papier zu kommen, ausser, jemandem gelang es, etwas aus den Magazinen rund um die Krematorien zu stehlen. Wir gewöhnten uns an, kleine Stofffetzen von unseren Hemden zu reissen. Zuerst trockneten wir unsere Augen damit, dann nutzten wir sie, um unseren After zu säubern. Wie umsichtig wir auch waren, die Hemden wurden kürzer und kürzer, bis ausser den Trägern und einem schmalen Streifen über unserer Brust kaum mehr etwas übrig war. Dann denunzierte je-

mand unsere Praxis, und die SS beschloss, eine Hemdeninspektion durchzuführen.

Bei einem morgendlichen Zählappell mussten wir unsere Röcke heben, während lachende SS-Männer durch unsere Reihen gingen, unsere nackten Körper mit der Peitsche traktierten und viele von uns selektierten, um in den Flammen zu sterben, zur Strafe für die Zerstörung von «Lagereigentum».

Das Leben in Auschwitz begann um vier Uhr früh, wenn wir aus unseren Löchern kriechen mussten, um zwischen den Blöcken zum Zählappell anzutreten. Wir standen in Fünferreihen, in Armeslänge voneinander, schweigend und reglos, jeweils vier, fünf oder sechs Stunden lang, bei jedem Wetter, das ganze Jahr. Wenn wir nahe daran waren, vor Erschöpfung bewusstlos zu werden, erschienen unsere Peiniger, frisch, heiter und bereit für neue Folterorgien. Die Zahl hatte zu stimmen, selbst die Sterbenden und Toten mussten herausgebracht werden, um strammzustehen. Jemand, der nicht erschien, wurde gesucht, gefunden und lebendig in die Flammen geworfen. Dieselbe Strafe wurde denen zuteil, die zusammenbrachen, ohnmächtig wurden oder bei einem Peitschenhieb vor Schmerz aufschrien. Oft, Gott weiss, aus welchem Grund, beschloss die SS, uns zu bestrafen, und nach dem Zählappell mussten wir hundertfünfzigtausend Frauen alle in Schnee oder Schlamm niederknien und auf unseren zerschrammten, blutenden Knien ein oder zwei weitere Stunden verharren. Wie oft habe ich Frauen ohnmächtig, dem Tode nah aus den Reihen fallen sehen, ohne ihnen beistehen, ohne ihnen das Mindeste an Unterstützung geben zu können: ein Glas Wasser.

Es gab noch eine andere Art von Zählappell, eine Praxis, die sie «Selektion» nannten. Die Selektion war eine spezielle Form

von Folter, erfunden zu unserem Nutzen, während der wir tausend Mal starben und wieder auferstanden, hin und her geworfen zwischen Verzweiflung und Hoffnung, unsere Augen, unser ganzes Dasein konzentriert auf Dr. Mengeles Hände. Jene Hände besaßen die Kraft, uns entweder zu unverzüglicher Exekution zu verdammen oder unser elendes Leben um ein paar Tage zu verlängern ... Mit einer unbekümmerten Lässigkeit zeigte der junge, gutaussehende, elegante Lagerarzt auf diejenigen, die einen kranken oder schwachen Eindruck machten, deren Gesichter ihm nicht gefielen oder die einfach in den Radius seiner Handbewegung gerieten. Jeweils zwei- oder dreihundert Menschen wurden dann aus den Reihen gezerrt, manche schreiend und kämpfend, andere resigniert und würdevoll, wieder andere zu bestürzt, um zu verstehen, was vor sich ging. Sie wurden auf die allgegenwärtigen schwarzen Lastwagen des Roten Kreuzes geworfen und zu den Krematorien gefahren, wo sie die einzige Form von Freiheit fanden, die es für uns gab: den Tod ...

Nach dem morgendlichen Zählappell durften wir in unsere Verschlänge zurückkriechen und uns einen Moment lang ausstrecken, ehe das Essen verteilt wurde.

Nach dem «Mittagessen» hatten wir zwei Stunden für uns. Die Nutzung dieser kurzen Zeitspanne geriet zu einer Kunst. Unsere Gedanken waren Tag und Nacht damit beschäftigt, jede einzelne Minute davon so sorgsam zu planen, wie wir in der Vergangenheit unsere Arbeit geplant hatten, unsere Freizeit, unsere Studien. Zuerst liefen wir zum Wasserhahn, um unseren brennenden Durst zu löschen, kämpfend, schubsend, einander anschreiend und vor Angst zitternd, dass die Zeit um sein könnte, ehe wir ein paar Tropfen der lebenserhaltenden Flüssigkeit abbekämen. Manchmal konnten wir uns genug Wasser sichern, um

unseren Körper feucht abzureiben. Meist jedoch mussten wir uns damit begnügen, unsere Lumpen auszuziehen und die Läuse herauszuschütteln. War der Kampf um das Wasser gefochten, beilten wir uns, unsere Freunde und Verwandte zu finden, einige Worte der Zuneigung zu wechseln, einander mit der Hoffnung zu trösten, dass der Tag der Befreiung nah sei ... wenn wir bis dahin nur am Leben blieben.

Ehe wir Zeit hatten, uns vom Morgenappell zu erholen, klang schon der Ruf zum Nachmittagsappell durch das Lager. Wieder mussten wir uns in Fünferreihen aufstellen, wieder mussten wir reglos, schweigend, auf Armeslänge voneinander dastehen, bei Regen, Schnee, Wind, Hagel oder in sengender Sonne; wieder fragten wir uns, ob auf diese grauenhafte Routine auch diesmal Selektion, Schläge oder Hinknien folgen würden. Die ganze Zeit über richteten wir unsere Gesichter zum Himmel, schauten zu, wie der rote Schein der Krematorien die Wolken verpestete und schluckten unsere bitteren, hoffnungslosen Tränen für die Menschen hinunter, deren Leiber zu der Asche wurden, die den Boden bedeckte, und zu dem Russ, der unsere nach oben gewandten Gesichter schwärzte.

Nach dem zweiten Zählappell wurde das Abendessen verteilt. Dieses Mahl bestand aus zweihundert Gramm Brot, gebacken aus einer Mischung aus Ausschussmehl und Sägespänen, einem Klümpchen Margarine oder einem Löffel übelriechender Marmelade oder einer Scheibe verdorbener Wurst. Wir mussten unsere Ration in unseren Verschlägen einnehmen, in vollständiger Dunkelheit. In den Baracken war keine Art von Licht erlaubt. Das Gebäude war erfüllt von Lärm, Klagen, Geschrei und verzweifelter Schluchzen. Manche weinten aufgrund von körperlichen Schmerzen, andere beweinten ihre jüngst ermordeten

Verwandten oder Freunde, die nächsten weinten, weil ihnen ihr Stück Brot in dem Gedränge um Nahrung gestohlen worden war. Die unerträgliche Spannung, die in der Luft lag, brachte die Gefangenen gegeneinander auf und schuf Feindschaft anstelle von Solidarität. Um in die oberen Verschlänge zu gelangen, mussten wir über den Rand der beiden unteren Bretterböden klettern. In der Dunkelheit geschah es oft, dass wir auf jemandes Hand, Fuss oder sogar Kopf traten. Diese Unfälle lösten eine Flut an Verwünschungen und bösen Worten aus, und der Lärm provozierte weitere grausame Schläge, ehe der Tag zu Ende war.

Die Methode der Nazis, uns vollständig zu entmenschlichen, bevor sie uns ins Feuer warfen, funktionierte hervorragend. Nur einigen wenigen, den Stärksten, den Reinsten gelang es, einen Schimmer an menschlicher Würde zu bewahren. Der Rest wurde von dem gurgelnden Sumpf aus Verbrechen, geistiger Umnachtung und Unrat verschlungen.

Bald nach dem Abendessen wurden wir durch die brutalen Stimmen der Wachen draussen zum Schweigen gebracht: «Lagerruhe!» Zusammengedrängt, Körper an Körper, in einem Gewirr aus Armen, Beinen und Köpfen fielen wir ohne Kissen, ohne Decke auf den harten Brettern in Schlaf, um von lang vergangenen Tagen zu träumen, von Essen, Wasser und Geborgenheit und von der Nähe unserer Liebsten ...

## Essen in Auschwitz

Wir wussten schon immer, dass es Hunger gab. Wir hatten Knut Hamsuns Buch *Hunger* gelesen und mit seinem Helden gelitten, wir kannten Georg Finks Roman *Mich hungert ...* Aber der Schriftsteller, der den Hunger beschreiben könnte, den wir in Auschwitz zu erleiden hatten, musste erst noch geboren werden.

Keiner, der nicht die unerträgliche Qual des Hungers zwischen den Mahlzeiten in Auschwitz erfahren hat, kann sich vorstellen, was Hunger wirklich heisst.

Nachts, auf den kalten Brettern unseres Verschlags, versuchten wir, unsere pochenden Eingeweide mit dem Versprechen auf Nahrung zu beruhigen. Morgen werden wir eine Mahlzeit bekommen, sagten wir uns. Morgen werden sie uns warmes Essen geben.

Morgens, wenn wir zum Zählappell unter den von den Flammen des Krematoriums rot gefärbten Wolken standen, zitterten wir vor Erwartung, waren kaum in der Lage, die bis zum Mittagessen zäh vergehende Zeit zu ertragen. Stehend oder kniend, ob in glühender Sonne, bei Schlagregen oder im Schnee, hatten wir nur einen einzigen Gedanken, einen einzigen Wunsch, den unser Blutkreislauf in jeden Teil unseres Körpers trug: Essen ... Wir waren hungrig. Wir wollten Essen. Warmes Essen ...

Wir warteten auf das Essen mit der gleichen brennenden Ungeduld, der gleichen erregten Vorstellung, mit der ein junges Mädchen auf ihren Geliebten wartet. Das Mittagessen war der wichtigste Moment des Tages, der einzige Moment, für den es sich zu leben lohnte.

Die Küche lag weit von den Baracken entfernt, am Ende des Lagers. Dort wurde unser luxuriöses Mahl zubereitet: Steckrübensuppe. Wenn die Suppe fertig war, stellten die Gefangenen, die in der Küche arbeiteten, die riesigen Töpfe auf die Lagerstrasse, dreissig oder fünfzig Töpfe in einer Reihe. Dann wurden sie unter der Aufsicht von SS-Frauen zu den Baracken getragen, um den Inhalt an die Insassen zu verteilen.

Die Blockova bestimmte zehn bis zwölf Gefangene, die dran waren, die Suppe zu holen. «Essensverteilung!», schrie sie, und die armen, ausgehungerten Skelette nahmen ihre Plätze in ihren Verschlügen ein, in Erwartung der lebensspendenden Flüssigkeit. Unsere gequälten Mägen schmerzten mehr und mehr beim Gedanken an Essen, unsere Speicheldrüsen arbeiteten im Akkord und in unseren Nasen hing schon der Geruch des Essens, lange bevor es eintraf.

Schliesslich kam es. Es war da. Die Blockälteste stand mitten im Raum neben dem dampfenden Topf und schöpfte das graue Gebräu in Behälter, die keine drei Liter fassten und für jeweils sechs Gefangene reichen mussten. Die Behälter waren schmutzig und stanken, sie wurden in der Nacht für vollkommen andere Zwecke verwendet, aber ihr Geruch vermischte sich bestens mit dem unbeschreiblichen Gestank der Steckrübensuppe. Es war uns egal. Es war warm, und es war Essen, selbst wenn Sägespäne, Kartoffelschalen und unkenntliche Substanzen darin schwammen.

Der Behälter ging von Hand zu Hand, und wir schluckten hastig, krampfhaft, würgten so viel wie möglich von seinem Inhalt hinunter, ehe die nächste in der Reihe ihn uns aus der Hand riss. Wir zählten die Schlucke der anderen, missgünstig, neidisch da-

rauf bedacht, dass keine von uns mehr als ihren Anteil bekam. Manchmal vereinbarten wir, dass jede zehn Mundvoll erhalten sollte und warteten geduldig, bis wir an die Reihe kamen. Zehn miserable Schlucke, und es war vorbei. Wir waren hungriger als zuvor ... Wenn wir doch nur einmal das ganze Gefäß für uns allein haben könnten! Wenn wir doch nur einmal die ganze Suppe allein essen könnten! Wie viel Kraft, wie viel neue Hoffnung hätten wir gewonnen, wären wir satt geworden, nur ein einziges Mal.

Manchmal fiel das Gefäß aus einer geschwächten Hand, und die Suppe schwappte über, liess nichts für die sechste Frau, deren stille Tränen die schrecklichste Strafe für die Übeltäterin waren, deren Achtlosigkeit die andere ihrer elenden Nahrung beraubt hatte.

Nach dem Mittagessen hallten die Baracken wider von den Schreien, den Klagen der Gefangenen, die um ein kleines bisschen mehr flehten, nur ein kleines bisschen mehr Suppe. Aber die Töpfe waren leer. Zwei Gefangene hoben sie hoch und trugen sie zurück zur Küche, damit sie von neuem gefüllt werden konnten, morgen, mit der gleichen unzureichenden Menge dünner, alles andere als nahrhafter Flüssigkeit, die uns um noch einen Grad hungriger und unglücklicher zurücklassen würde als zuvor.

Rasch sprangen die stärksten, die energischsten von uns aus ihren Verschlängen und hetzten zur Tür, wo sie die Gefangenen mit dem leeren Topf einholten. Schreiend, einander beiseite stossend, kämpften sie darum, mit ihren Armen in den Topf zu langen, um noch einen Mundvoll Rüben oder Kartoffelschalen, die an den Innenseiten des Topfs klebten, zu erbeuten.

Manchmal trafen sie dann auf den letzten Suppentransport für die hinterste Baracke. Wie wilde Tiere fielen sie über die Trägerinnen her, ungeachtet der Schläge und Tritte, die auf sie nieder-

hagelten, und versuchten, mit ihren zu Löffeln geformten Händen ein kleines bisschen mehr an Nahrung in ihre unbefriedigten Mägen zu bekommen. Es musste irgendetwas in dieser Suppe sein, ich weiss nicht was, das unseren Hunger nur noch steigerte.

Nach dem Essen war ich über die Massen beschäftigt. Blutende Köpfe mussten verbunden, gebrochene Rippen bandagiert, Kratzer gesäubert, Brandwunden gekühlt werden. Ich arbeitete und arbeitete und wusste nur zu gut, dass es hoffnungslos war. Morgen würde alles von vorn beginnen, auch die Patientinnen würden vermutlich dieselben sein.

Das Essen war verteilt, und ehe wir noch den letzten Schluck genommen hatten, begannen wir schon, auf morgen zu warten, in der Hoffnung, vielleicht dann unseren nagenden, verzweifelten Hunger stillen zu können.

Nicht weit von uns, am anderen Ende des Lagers in der SS-Küche, bereiteten weissgekleidete Köche die köstlichsten Speisen zu, Weissbrot, Süssigkeiten und richtigen Bohnenkaffee, mit Sahne, für unsere Kerkermeister ...

## Der «Schönheitssalon»

Jedes Mal, wenn ich in New York an einem Schönheitssalon vorbeikomme, bleibe ich stehen, um die jungen und älteren Frauen zu betrachten, die aus der Tür treten, frisch geschminkt, massiert, schamponiert, neu erschaffen durch viele geschickte Hände, um wunderbar auszusehen, zu ihrer eigenen Freude oder für die bewundernden Augen ihrer Ehemänner oder Freunde. Und jedes Mal, wenn ich sie sehe, erinnere ich mich an einen anderen «Schönheitssalon», den in Auschwitz ...

Ja, auch Auschwitz hatte einen «Schönheitssalon». Er bezweckte jedoch genau das Gegenteil von dem, was ich gerade beschrieben habe. Sein Zweck bestand darin, den unfreiwilligen Kundinnen selbst den letzten Rest von Schönheit, Frische oder menschlicher Erscheinung zu nehmen. Es handelte sich um einen der typischen Naziwitze, eine Ausgeburt ihrer teuflischen Vorstellung, die dazu diente, ihre Opfer zu demütigen und die kurze, ihnen noch verbleibende Lebenszeit so entsetzlich und qualvoll wie möglich zu machen.

Das Gebäude neben den Gaskammern trug die Aufschrift «Desinfektion».<sup>9</sup> Jede, die nach rechts geschickt wurde, um für eine Weile eine Lagerinsassin zu werden, musste dieses Gebäude passieren. Als wir den ersten der schmutzigen Räume betraten, waren wir noch menschliche Wesen, Frauen, trugen unsere eigenen Kleider, unsere eigenen Schuhe, unsere eigene Unterwäsche

<sup>9</sup> Es handelt sich um das Gebäude der Zentralsauna, ein eingeschossiges Steingebäude, das seit Dezember 1943 als Entwesungs- und Desinfektionsanlage bei der Aufnahme der deportierten Menschen diente. Es ist heute noch auf dem Gelände von Birkenau zu besichtigen.

und hielten noch das Bündel in Händen, das wir von daheim mitgebracht hatten, darin all das, was uns so viel bedeutete. Wir hatten noch Haare auf dem Kopf, die meisten von uns trugen sogar einen Hut. Vor allem aber besaßen wir noch unsere Identität, unsere Individualität, durch die sich jede Frau von der anderen unterschied, und unseren Stolz, der, wie wir erfahren sollten, sehr von der äusseren Erscheinung beeinflusst wird.

Der erste Raum, den wir betraten, war voller junger SS-Männer. Ihre Augen glänzten vor Erwartung, ihre affengleichen Bewegungen verrieten eine ungesunde, abnorme sexuelle Erregung. Es gab auch ein paar Frauen in diesem Raum, in gestreifter Gefängniskleidung, mit Tüchern um den Kopf. Sie gingen schnell zu Werk, ohne ein Wort zu verlieren. Da wir die Hierarchie von Auschwitz nicht kannten, verstanden wir ihre Position nicht. Es handelte sich um alteingesessene Gefangene, manche von ihnen waren schon drei oder vier Jahre hier – die «Schönheitsexpertinnen» des Lagers.

Rüde Stimmen befahlen uns, uns auszuziehen. Einige von uns gehorchten automatisch, zu erschöpft, um Widerstand zu leisten. Kurz darauf standen wir nackt da, unsere Kleidungsstücke zu unseren Füßen aufgehäuft. Manche von uns protestierten, doch die Proteste wurden sofort durch Schläge und brutale Tritte beendet. Es gab kein Entkommen. In wenigen Minuten gehörte die Sittsamkeit, die uns von Generationen von Eltern und Erziehern eingeschärft worden war, der Vergangenheit an. Die vielen Frauen, junge und alte, hässliche und schöne, magere und gut genährte, standen nackt und wehrlos in einer Reihe, ihre Körper den neugierigen, hungrigen Augen der perversen, verdorbenen Verbrecher preisgegeben, die Deutschlands Stolz darstellten.

Der Boden war übersät mit Kleidern, Mänteln, Unterwäsche und vielen hübschen, für die Weiblichkeit so wesentlichen Dingen. Die Arbeiterinnen sammelten die Schuhe, Strümpfe und Kleider ein und eilten damit zu den Magazinen, um sie zu sortieren und an die ihnen bestimmten Plätze zu legen.

Als wir den zweiten Raum betraten, besaßen wir nichts mehr von unserer vorherigen Identität ausser unserem blossen Körper und unserer verstörten Seele. In diesem Raum war es lauter als im ersten, hier herrschten SS-Frauen, die die skrupellose, entstellende Arbeit beaufsichtigten, die von Gefangenen verrichtet wurde.

An den Wänden standen niedrige, schmutzige Hocker. Nackt, wie sie waren, mussten sich die Frauen daraufsetzen. Mit dem Rücken zum Raum warteten sie auf die nächste Schmach, die ihnen angetan wurde. Dann fühlten wir die schweren, stumpfen Scheren in unserem Haar, und als wir aufschauten, erkannten wir einander kaum mehr wieder. Der Boden war bedeckt von Wolken seidigen Haars, blond, dunkel, rot, glatt und gelockt, kurz und lang. Unsere von unfähigen Händen geschorenen Köpfe waren von albraumhafter Erscheinung, so grauenvoll, dass wir nicht wussten, ob wir lachen oder weinen sollten.

Dort lag die Krone unserer weiblichen Schönheit, unser Haar, um nach Deutschland transportiert zu werden, zur Verwendung in den wichtigen Kriegsindustrien.

Der Raum war durchsetzt von einem scharfen, bissenden Geruch, der uns bereits zum Weinen brachte, ehe wir noch wussten, was uns bevorstand. Die Arbeiterinnen beschmierten unsere Körper dann mit einer ätzenden, stinkenden Flüssigkeit, angeblich gegen Läuse, die Wunden in unsere Haut brannte und furchtbar auf unseren frisch geschorenen Köpfen schmerzte. Wir

besaßen nichts, womit wir unsere Augen hätten trocken können, und die SS-Männer und -Frauen amüsierten sich köstlich über unsere Tränen.

Als nächstes kam der Dushraum. Er war so überfüllt, dass wir uns kaum darin bewegen konnten. Zahllose Schläge und Tritte drängten uns immer enger zusammen, um Platz für noch mehr Frauen zu machen, die draussen warteten. Das kalte Wasser, das über unsere Körper strömte, fühlte sich wunderbar an und erinnerte uns an unsere Vergangenheit, als Bad und Dusche noch feste Bestandteile unseres Lebens waren und es Wasser in Hülle und Fülle gab.

Wir hatten jedoch nicht viel Zeit, um die Segnungen des frischen Wassers zu genießen. Rasch wurden wir aus dem Raum getrieben, mussten nass und zitternd in den nächsten gehen, um unsere Gefängnis Kleidung zu erhalten.

Lange nachdem dieser erste Tag Erinnerung geworden war, nach Wochen und Monaten der Kälte und des Hungers in den erbärmlichen Bretterverschlagen der Baracke, versuchte ich immer noch hinter den Grund für die raffinierte Grausamkeit unserer Häscher zu kommen. Berge von Kleidungsstücken lagen in den Magazinen von Auschwitz, die Kleider der ermordeten Opfer, unsere eigenen Kleider, die wir mitgebracht hatten – doch uns wurden Lumpen gegeben. Und was für entsetzliche, schmutzstarrende Lumpen!

Zuerst erhielten wir ein raues Leinenhemd, schmierig, zerrissen, abgetragen. Dann folgte ein Kleid, wenn man es überhaupt so nennen kann. Man muss solche Kleider gesehen und getragen haben, um glauben zu können, dass diese Dinge wirklich existierten. Manche hatten schrille Farben, manche waren schwarz.

Sie waren aus Tüll, Seide oder Samt, meist uralte, zerschlissene, überflüssige Partykleider. Einige bestanden aus einem Seiden- oder Samtmieder mit angesetztem Baumwollrock, so kurz, dass er kaum die Knie bedeckte. Es gab alte Armeehosen, an die man eine rote Seidenbluse genäht hatte, und lange Ballettröcke aus Tüll mit einem engen, schweren, alten Tweed-Oberteil. Alles starnte vor Läusen, nichts passte, so als hätte man uns allen absichtlich zu kleine oder zu grosse Sachen gegeben. Auf dem Rücken jedes dieser Kleidungsstücke, vom Hals bis zum Saum, war mit roter Farbe ein grosses Kreuz gepinselt.<sup>10</sup>

Wir zogen uns rasch an, denn wir froren, und beeilten uns dann, ein Paar Schuhe für unsere eisigen Füsse zu bekommen. Wer Glück hatte, erhielt richtige Schuhe, aber die meisten von uns bekamen holländische Holzschuhe, die unsere Füsse wundreiben und schlimme Entzündungen hervorrufen sollten. Diese Entzündungen waren Grund genug, ins Krematorium geschickt zu werden. Kein Wunder, dass vor allem diese Schuhe verteilt wurden.

Aber auch diejenigen, die richtige Schuhe bekamen, mussten hart für dieses Privileg bezahlen. Die SS-Männer und -Frauen bemühten sich, keiner von uns ein passendes Paar zu geben. Zu einem Frauenschuh erhielt das Opfer beispielsweise einen Männerschuh. Handelte es sich bei dem rechten um einen weissen Turnschuh, war der linke ein hochhackiger Tanzschuh. Beide Schuhe waren nie von gleicher Art, hatten nie die gleiche Farbe, bestanden nie aus dem gleichen Material, denn das hätte das Op-

<sup>10</sup> Aufgrund der stark ansteigenden Häftlingszahlen im Frühjahr und Sommer 1944 reichte die graue bzw. gestreifte Häftlingskleidung nicht mehr aus. Die SS ging dazu über, Kleidungsstücke der ermordeten Juden auszugeben, die für eine Verwendung im Reich nichts taugten. Diese Kleidung war völlig unweckmässig. Wesentliche Bestandteile wie Unterwäsche und Strümpfe fehlten. Oftmals handelte es sich, wie beschrieben, um zerschlissene Abendkleider.

fer womöglich vor dem Krematorium retten können, etwas, das nicht im Sinne der Nazis war.

Als wir den «Schönheitssalon» durchlaufen hatten und am anderen Ende des Gebäudes wieder herauskamen, sah es aus wie bei einem gespenstischen Karneval. Schwestern, Freundinnen erkannten einander nicht mehr. Die hübschesten Mädchen und schönsten Frauen sahen aus wie ein Haufen grausiger Monster, lächerlich und unmenschlich.

Die Kleidungsstücke, die wir am ersten Tag erhielten, mussten unsere Körper viele, lange Monate tragen. Kälte, Hitze, Regen und Schnee hinterliessen ihre Spuren. Sie wurden mit der Zeit immer dünner und zerschlissener, bis sie kaum mehr Schutz boten. Läuse richteten sich in ihren Falten häuslich ein. Sie waren durchtränkt mit Blut und Eiter aus den infizierten Wunden, die unsere Körper bedeckten. Wir arbeiteten, schliefen, assen, standen Appell in ihnen und trugen sie beim Eintritt ins Krematorium, wo sie uns vom Leib gerissen wurden, um noch der nächsten Gruppe von Neuankömmlingen zu dienen.

Und in all dieser Zeit waren die Magazine von Auschwitz gefüllt mit den besten, teuersten Kleidungsstücken, und die SS-Frauen gingen in seidenen Kleidern, von warmen Mänteln geschützt daher, ihr Haar frisch gewellt, duftend nach guter Seife und Parfum, während sie uns verlachten, quälten und darüber entschieden, wer von uns sterben, wer leben sollte ...

## Schatzkammer Auschwitz

### Julika Farkas

Jene, die geglaubt hatten, der organisierte Mord diene den Nazis nur zur Befriedigung ihrer Perversionen, würden ihre Meinung sicher rasch geändert haben, hätten sie nur einen einzigen Tag in den Magazinen verbracht, die den Krematorien von Auschwitz angeschlossen waren. Es gab keinen einzigen Artikel des europäischen Marktes, seien es haltbare Lebensmittel, Haushaltswaren, Luxusgüter, Kosmetik, Werkzeuge oder Bekleidung, der dort nicht in rauen Mengen zu finden gewesen wäre. Nein, Auschwitz war nicht nur eine Spielwiese für Perverse. Es war auch eine Schatzkammer, die die deutsche Zivilbevölkerung mit allem versorgte, wonach ihr Herz beehrte.

Ein Kommando aus zweihundert Gefangenen war den Krematorien zugeteilt. Ihre Aufgabe bestand darin, die verschiedenen Artikel zu sortieren und in die unzähligen Regale einzuordnen, die sich entlang der Wände der riesigen Gebäude reihten. Alle, die zu dieser Arbeit entsandt wurden, wussten, dass ihre Tage gezählt waren. Nach acht oder zehn Wochen dieser herzzerbrechenden Tätigkeit wurden sie erschossen und in die Flammen geworfen.

Es gab Regale um Regale mit Bettdecken jeder Art, herrliche seidene und wollene Zudecken, Federbetten und hübsche, farbenfrohe Steppdecken. Regale mit Dosenfleisch, Gemüse, Früchten und Süßigkeiten. Grosse Metallkisten, gefüllt mit den kostbarsten medizinischen Instrumenten, und unvorstellbare

Reichtümer an Medikamenten, die unsere Leben gerettet hätten, hätten wir nur darüber verfügen können.

Als die Ghettos der verschiedenen europäischen Länder evakuiert wurden, wussten deren Einwohner nicht, wohin man sie bringen würde. Jedem Familienmitglied waren etwa fünfzehn Kilo Gepäck erlaubt. Jeder nahm mit, was ihm am kostbarsten war oder was ihm möglicherweise am meisten nützen könnte. Ärzte wurden angewiesen, ihre Instrumente einzupacken, da ihnen gestattet sei, ihren Beruf unter den Juden auszuüben. Auf diese Weise hatte auch ich meine besten Instrumente, meine teuersten Medikamente dabei, die mir sofort abgenommen wurden, als ich die Tore von Auschwitz passierte.

Zusätzlich zu dem, was uns mitzubringen erlaubt war, versuchte jeder von uns, etwas einzuschmuggeln, versteckt in den Falten unserer Kleider, eingenäht in den Saum unserer Mäntel, um etwas verkaufen zu können, etwas zu bieten zu haben, sollte unser Leben von unserem Geschick zur Bestechung abhängen.

Als ich einmal in die Nähe des Krematoriums gerufen wurde, betrat ich den Raum, in dem Kinderkleider lagerten. Hier arbeiteten langjährige Gefangene, trennten Jungen- von Mädchensachen, Schuhe von Strümpfen, Unterwäsche von Überkleidern und sortierten die verschiedenen Spielsachen, um sie dann alle in Rotkreuzpakete zu packen und nach Deutschland zu schicken. Dort würden sie die Kinder der guten Nazis kleiden und ihnen Freude machen. Eine der dort arbeitenden Häftlingsfrauen, Jeanette, ein achtzehnjähriges französisches Mädchen, konnte dieses Leben nicht länger ertragen und hatte sich mit einer Glasscherbe, die am Boden lag, beide Pulsadern aufgeschnitten. Sie brach zusammen, blutete, und ich eilte herbei, um ihre Handge-

lenke zu verbinden und damit ihr Leben zu retten, obwohl der Tod wahrscheinlich besser für sie gewesen wäre. Um ihr Erleichterung zu verschaffen, griff ich nach einem kleinen Mädchenmantel, den ich neben mir fand, und legte ihn unter Jeanettes Kopf. Als ich das Futter des Mantels nach aussen kehrte, sprang mir ein weisses, darin eingenähtes Schild ins Auge: ICH BIN JULIKA FARKAS, FÜNF JAHRE ALT MEIN VATER IST DESIDER FARKAS AUS MÂRAMAROSSZIGET

Das weisse Schild in diesem schönen, hellblauen Mantel erzählte eine Geschichte. Es erzählte von einem blonden, blauäugigen Mädchen, dem Stolz und Glück seiner Eltern, das eines Tages von grausamen Nazi-Händen ergriffen und zusammen mit Vater und Mutter in einen Viehwaggon geworfen wurde. Während der langen Fahrt nach Auschwitz war die kleine Julika hungrig und durstig, weinte bitterlich in den Armen ihrer Mutter, bat um ihr weiches Bett, ihre warme Milch, um ein zärtliches Wort des Trostes und der Liebe. Doch ihre Mutter hatte keine Kraft mehr, ihr Kind zu trösten. Sie konnte nichts anderes tun, als sie an ihr Herz zu drücken, ihr über das flaumige, blonde Haar zu streichen und ihre tränenerfüllten Augen zu küssen. Und selbst dies nicht mehr lang ...

Nach acht Tagen fand die Reise ihr Ende, an den Toren von Auschwitz. Julika wurde aus den Armen ihrer Mutter gerissen, entkleidet und in einen Graben geworfen, um mit aberhunderten kleinen Jungen und Mädchen bei lebendigem Leib verbrannt zu werden. Ihrer Mutter wurde das Grauen der Erinnerung an das Schicksal ihres Kindes erspart. Sie ging sofort in die Gaskammer und fand barmherziges Vergessen in den Armen des Todes ... Und nun wartete dieser kleine blaue Mantel darauf, nach Deutschland geschickt zu werden, um ein anderes blauäugiges

Mädchen zu kleiden – vielleicht die Tochter der Mörder seiner rechtmässigen Besitzerin ...

Die Regale mit den Kleidungsstücken der Jungen erzählten eine andere Geschichte. Als unser Transport in Auschwitz eintraf, war es Kindern und Jugendlichen bis sechzehn Jahren, Jungen wie Mädchen, zunächst erlaubt, ihre Mütter in die Frauenlager zu begleiten. Dann kam wie üblich ein gegenlautender Befehl. Alle Vierzehn-, Fünfzehn- und Sechzehnjährigen mussten vortreten. Sie sollten in separate Kinderlager gebracht werden und doppelte Brotrationen erhalten. Sportlehrer sollten ebenfalls vortreten. Sie würden, hiess es, die Kinder begleiten und sie in Körperkultur unterrichten. Wir waren glücklich. Wir dachten, die Kinder würden zur Arbeit herangezogen und so dem unvermeidlichen Tod durch Hunger, Krankheit oder Verbrennen entgehen, der einen in Auschwitz erwartete.

Die Jungen gingen zuerst. Sie wurden in einem Lager neben dem unseren untergebracht, und wir sahen sie von morgens bis abends trainieren, müde, schwach und dünn – ohne die doppelte Brotration, die ihnen versprochen worden war. Eines Nachts wurde unser Lager durch die entsetzlichsten Schreie aus seinem todesartigen Schlaf gerissen. Wir liefen zum Eingang und beobachteten eine Szene, die ich mein Leben lang nicht mehr vergessen werde.

Mehrere schwarze Lastwagen standen vor dem Eingang zum Jungenlager, und ein Kommando von SS-Männern schleuderte die nackten, weinenden, schreiendenjungen dort hinauf. Alle, die zu entkommen versuchten, wurden an den Haaren zurückgeschleift, mit Knüppeln geschlagen und erbarmungslos ausgepeitscht. Es gab keine Hilfe, kein Entrinnen. Weder ihre Mütter

noch Gott konnten eine helfende Hand ausstrecken, um ihre Leben zu retten. Lebendig wurden sie in den Krematorien verbrannt, die Tag und Nacht unablässig töteten und rauchten.

Zuerst mussten sie trainieren, um stärker und «schöner» zu werden, und dann wurden sie alle in einer einzigen Nacht ermordet. Warum? Kann das jemand beantworten? Warum?

Einige Tage später hatte ich in einer der Baracken zu tun, in denen diese Kinder untergebracht gewesen waren. Auf die dünnen Bretterwände hatten sie mit ihrem eigenen Blut ihre Namen geschrieben, die Geschichte ihres Lebens und einen letzten Gruss. Sie wussten, dass sie sterben mussten. Sie wussten, dass sie verbrannt werden würden, jung, schuldlos, die Opfer einer Welt, deren Gewissen niemals zur Ruhe kommen soll, da sie diese monströsen Verbrechen geschehen liess ...

## Charlotte Junger

Die fünfzehnjährige Charlotte Junger war ein besonders schönes Mädchen. Sie war die Tochter eines Arztes aus unserer Stadt, der aus einer Familie stammte, die seit Generationen bekannte Mediziner hervorgebracht hatte. Ihre Eltern vergötterten sie. Nichts war zu gut für ihr blondes, blauäugiges, schönes Kind. Und das Mädchen verdiente diese Hingabe. Sie war die Klassenbeste, hervorragend in Musik und besass ein seltenes Talent zum Ballett. Ihre Lehrer sagten ihr eine grosse Zukunft als Tänzerin voraus. Ihr süßes Wesen und ihr Charme machten sie bei allen beliebt. Sie war die erste Liebe meines Sohnes, dem Musik und Rhythmus bis dahin mehr als alles in der Welt bedeutet hatten.

Charlotte Junger führte ein glückliches Leben, bis die Gestapo in ihr Haus eindrang, um ihre Eltern und sie selbst zu verhaften – und dadurch ihr Schicksal zu besiegeln. Dr. Junger, der von den in den deutschen Konzentrationslagern verübten Gräueltaten erfahren hatte, war vorbereitet. Als die Deutschen sich den Eintritt in ihr Haus erzwingen, zog er die Subkutanspritze auf, die er immer bereithielt und injizierte seiner Frau und seiner Tochter Gift, ehe er die Spritze in seine eigene Vene stach.

Er und seine Frau starben nahezu auf der Stelle. Vielleicht wegen ihrer Jugend und ihrer grösseren Widerstandskraft, vielleicht auch, weil die Injektion so eilig gesetzt wurde, dass die Nadel nicht ganz in ihre Vene eindrang – Charlotte lebte noch, als man sie in den Viehwaggon warf.

Während der achttägigen Reise, eingezwängt zwischen zu Tode erschrockenen Kindern und Erwachsenen, durchlitt sie die unbeschreiblichen Qualen eines langsamen Sterbens. Sie lebte immer noch, als der Transport in Auschwitz eintraf. Mit der Hilfe anderer Gefangener gelang es ihr, ihren labilen Zustand vor den Nazis zu verbergen. Sie wurde nach rechts geschickt und kam in meinen Block.

Ohne Medikamente, ohne Instrumente gab es nichts, was ich für das Kind tun konnte, ausser sie nachts im Arm zu halten und ihr durch Liebe und Zärtlichkeit ein wenig Trost zu spenden. Das Gift breitete sich schleichend in ihrem Körper aus, nach und nach schwellen ihre Hand- und Fussgelenke an, ihre Wangen brannten rot, und ihre blauen Augen glänzten stählern vor Fieber. Ich brachte sie in den Krankenbau und musste zusehen, wie sich ihr Zustand unaufhörlich verschlimmerte.

Langsam, unaufhaltsam, wurde sie wahnsinnig. In einem unbeobachteten Moment sprang sie von ihrem Lager auf und begann zu tanzen. In ihrer verwüsteten jugendlichen Schönheit herzerreissend, ein kaum erträglicher Anblick, griff sie anmutig nach ihren Lumpen als wären sie die reizenden weissen Tüllröcke, die sie einst besessen hatte, hob ihre geschwellenen kleinen Füße und tanzte ... tanzte.

«Papa», flüsterte sie, «Papa, mache ich es gut? Mache ich Fortschritte? Schau mich an, Papa ... Gefällt dir der neue Tanz, den ich gelernt habe?»

Als Dr. Mengele von dem tanzenden Mädchen hörte, wollte er es sehen. Tag für Tag kam er, um dem sterbenden Kind zuzusehen, wie es seine komplizierten Tanzschritte ausführte, bis es vor Erschöpfung zusammenbrach, todesbleich, Schaum vor dem

Mund. Er tat so, als sei er ihr geliebter «Papa», sprach freundlich mit ihr und lobte ihre Arbeit. Ihr umnachteter Geist fiel auf diese Travestie herein, sie antwortete ihm in ihrem perfekten Deutsch.

Eines Tages war Dr. Mengele Charlottes Tanz leid. Er gierte nach neuer Unterhaltung, neuen Reizen, und das ungewöhnliche Kind, zu Glück und Erfolg geboren, wurde in einen Rotkreuzwagen gestossen und zum Krematorium gefahren, wo die Schwachen die Strafe für die Sünde zahlen, schwach zu sein ...

## Der Preis für ein Stück Schnur...

Ein Tag folgte auf den anderen, in einer entsetzlichen, nervenaufreibenden Monotonie. Der dritte Monat meines Aufenthalts in Auschwitz brach an, ohne dass ich mir dessen bewusst war. Schon lange hatten wir jedes Zeitgefühl verloren, hielten in unseren Gedanken an der Vergangenheit fest, dem einzigen Fluchtweg vor dem Wahnsinn. Wir versanken tiefer und tiefer in der unmenschlichen Existenz, wo Schmutz, Schmerz und Verbrechen natürlich waren und ein ehrbarer Impuls, eine menschliche Geste als etwas galt, das verspottet, dem misstraut wurde. Ich wusste, dass ich am 19. März gestorben war, als die Deutschen Ungarn überrannt und uns gezwungen hatten, alles aufzugeben, was uns etwas bedeutete, uns zuerst in ein Ghetto sperrten, uns dann unseres Besitzes beraubten, unserer Freiheit und schliesslich unserer Menschenwürde in diesem brodelnden, wimmelnden, brennenden Inferno. Hier war ich nichts als ein identitätsloser Schatten, lebendig nur durch die Kraft des Leidens.

Ein Stück Schnur war nötig, um mich aus meiner Apathie zu wecken und daran zu erinnern, dass ich es mir nicht erlauben konnte, in diesem Sumpf aus Unmenschlichkeit zu versinken, solange noch ein einziger Atemzug in mir war.

Zwei Monate hindurch hatte ich barfuss täglich zwei Zählappelle durchgestanden. Ich besass keine Schuhe. Meine Füße schwellen an und waren übersät mit entzündeten Wunden – was nicht nur schmerzhaft, sondern auch gefährlich war. Wunde Füße waren Grund genug für Doktor Mengele, uns ins Krematorium zu schicken.

Ich musste Schuhe haben ... Schuhe, um jeden Preis ... Eine der Frauen, die in der Nähe des Krematoriums arbeitete, stahl schliesslich ein Paar Schuhe für mich, im Tausch für eine zweitägige Brotration. Hunger war nichts Neues für mich, ich hatte mich schon fast daran gewöhnt, und da ich erst zwei Monate in Auschwitz war, verfügte ich noch über Kraft. Schuhe jedoch waren eine Frage von Leben und Tod.

Ich erhielt ein Paar Männerschuhe, etwa Grösse dreiundvierzig, und weigerte mich, zuzuhören, als sie mir die Geschichte des Mannes erzählen wollten, der sie getragen hatte, vielleicht noch vor Kurzem ... Ich war glücklich. Meine schmerzenden Füsse erfuhren nun Schutz vor dem Schlamm, dem schneidenden Schotter und dem Schmutz, der alles bedeckte. Sie konnten in den Schuhen ausruhen und in Frieden heilen. Mein Glück dauerte nicht lange an. Die Schuhe waren so gross, dass ich nicht in ihnen laufen konnte. Ich brauchte Schuhbänder. Ein Stück ganz gewöhnlicher Schnur. Irgendetwas, um die Schuhe an meinen Füssen festzuhalten ...

Der Gedanke an ein Stück Schnur erfüllte meine Träume und jede Minute meines Wachseins. Ich wollte es so sehr, so verzweifelt, nichts anderes schien mehr zu zählen. Ein Stück Schnur...

Und dann berichtete mir eine meiner Bekannten jubelnd von ein paar alten Gefangenen, Polen, die bei den Latrinen arbeiteten, und einer von ihnen hatte ein Stück Schnur ... Ich griff nach meiner täglichen Brotration und lief los. Bei dem Mann mit der Schnur, meinem angehenden Retter, handelte es sich um einen kleinen, stämmigen, pockennarbigen Menschen mit wildem Blick und bösartiger Miene. Der Hölle von Auschwitz war es gelungen, ihm den letzten Rest seiner Menschenwürde zu rauben.

Ich blieb neben ihm stehen, streckte ihm mein Brot entgegen und bat ihn, flehte ihn an, mir dafür ein Stück Schnur zu geben. Er betrachtete mich aufmerksam von Kopf bis Fuss, packte mich dann an der Schulter und zischte mir ins Ohr: «Ich will dein Brot nicht... Du kannst dein Brot behalten ... Ich gebe dir die Schnur, aber erst will ich dich ... dich ...»

Zuerst verstand ich nicht, was er meinte. Ich bat ihn nochmals, lächelnd, freundlich, mir ein Stück Schnur zu geben ... Meine Füsse würden mich töten ... Die Schuhe würden nichts nützen ohne die Schnur ... Sie könnte mir das Leben retten ...

Er hörte mir nicht zu. «Mach schon ... mach schon», sagte er heiser. Seine Hand, beschmiert mit den menschlichen Exkrementen, in denen er arbeitete, griff nach meiner Scham, grob, beharrlich.

Im nächsten Moment rannte ich los, floh vor dem Mann, vor der Demütigung, die mir zugefügt worden war, vergass die Schnur, die Schuhe, alles, ausser der plötzlichen Erkenntnis, wie tief ich gesunken war ... Wie sich meine Werte verändert hatten ... Wie hoch der Preis für ein Stück Schnur gestiegen war ...

Ich sank auf meine Pritsche, benommen von Leid und Angst ... doch einen Augenblick später war ich wieder auf den Beinen. Nein! Ich würde nicht zulassen, dass mir so etwas passierte! Ich würde der Apathie entkommen, die mich während der vergangenen beiden Monate erdrückt hatte, und den Nazis und meinen Mitgefangenen zeigen, dass wir unsere Menschenwürde angesichts jeder Demütigung, jeder Folter bewahren konnten ... Ja, ich würde ein menschliches Wesen bleiben, bis zur letzten Stunde meines Daseins – wann auch immer sie schlagen würde.

Am selben Abend, nachdem wir in unsere Verschläge gekrochen waren, begann ich, meinen Plan in die Tat umzusetzen. Anstatt wie gewohnt wortlos einzuschlafen, sprach ich leise mit den Frauen, die in meiner Nahelagen. Ich erzählte ihnen von meinem alten Leben in Maramarossziget, von meiner Arbeit, meinem Mann, meinem Sohn, den Dingen, die wir für gewönlich taten, den Büchern, die wir lasen, der Musik, die wir hornten ... Zu meiner Überraschung lauschten sie mit andächtiger Aufmerksamkeit, was zeigte, dass auch ihre Seele, ihr Geist nach Austausch hungerte, nach Gemeinschaft, nach Ausdruck ihrer selbst. Eine nach der anderen öffneten sie nun ihre Herzen. Von da an verging die Hälfte unserer Nächte mit Gesprächen.

Später, als wir uns besser kennengelernt hatten, erfanden wir Spiele, um unsere Gedanken von der elenden Wirklichkeit abzulenken. Wir sagten uns Gedichte auf, erzählten einander Geschichten aus unseren Lieblingsbuchern und sangen uns Lieder vor, leise, mit Tränen in den Augen, sorgsam darauf bedacht, dass die Blockova uns nicht hörte.

An anderen Abenden spielten wir ein Spiel, das von Block zu Block ging, bis jede Frau in Auschwitz enthusiastisch daran teilnahm. Wir nannten es «Ich bin eine Lady ...».

Ich bin eine Lady, sagte ich eines Nachts, eine Ärztin in Ungarn. Es ist Morgen, ein herrlicher, sonniger Morgen, und ich bin zu träge, um zu arbeiten. Ich klinge nach meiner Assistentin und bitte sie, die Patientinnen fortzuschicken, da ich heute nicht in meine Praxis gehen werde ... Was soll ich mit mir beginnen? Einkaufen gehen? Zum Friseur? Mit meinen Freundinnen Kaffee trinken? Ich werde ein wenig einkaufen. Ich habe mir seit

Wochen nichts mehr gekauft, kein neues Kleid, keinen neuen Hut ...

Und ich ging einkaufen und Mittagessen und spazieren, besuchte das Theater mit meinem Mann und meinem Sohn, dann assen wir zu Abend ... Und meine Mitgefangenen freuten sich an jedem meiner Worte, begleiteten mich durch die kleine Stadt, die sie nie gesehen hatten, und als mein schöner, glücklicher Tag zu Ende war, schliefen sie mit einem Lächeln auf dem Gesicht ein.

Diese Abende gaben uns Auftrieb. Sie erinnerten uns daran, dass wir, obwohl alle Zeichen gegen uns standen, noch immer die Pflicht hatten, zu kämpfen. Wir besaßen kein Zuhause mehr, das es zu verteidigen galt. Alles, was wir besaßen, war unsere Menschenwürde. Sie war unser Zuhause, unser Stolz, unser einziger Besitz – und wir besaßen die moralische Kraft, sie zu verteidigen.

## Irma Grese

Irma Grese wurde von den Briten dazu verurteilt, «am Hals aufgehängt zu werden, bis der Tod eintritt». Das Urteil wurde vollstreckt, doch dieser Akt der «Gerechtigkeit» (wahre Gerechtigkeit hätte sie wieder und wieder zum Sterben bestimmt, für jedes Leben, das sie zerstört hat, hätte sie gefoltert und verkrüppelt, für jedes Opfer, das sie gefoltert und verkrüppelt hat) wird weder die Toten lebendig machen noch denen die Gesundheit zurückgeben, die durch sie in den Wahnsinn getrieben oder für immer versehrt wurden.

Sie war eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen habe. Ihr Körper war in jeder Hinsicht perfekt, ihr Gesicht klar und engelhaft und ihre blauen Augen die fröhlichsten, die unschuldigsten, die man sich nur vorstellen kann. Und doch war Irma Grese die verdorbenste, brutalste, einfallsreichste sexuelle Perverse, der ich je begegnet bin. Sie war die ranghöchste SS-Frau in Auschwitz, und ich hatte das Unglück, während meiner ganzen Zeit im Lager unter ihren Augen zu sein.<sup>11</sup>

Einmal kam sie in das Krankenrevier, während ich die Brust einer jungen Frau operierte, die durch Peitschenhiebe tiefe Wunden erlitten hatte, die sich anschliessend entzündeten. Bis auf ein Messer, das ich an einem Stein schleifen musste, besass ich keinerlei Instrumente.

11 Irma Grese (1923-1945), seit 1942 Aufseherin im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück, wurde im März 1945 nach Auschwitz versetzt, seit Mai 1944 war sie Rapportführerin im Lager B II c. Nach der Räumung von Auschwitz gelangte sie nach Bergen-Belsen, wo sie nach Eintreffen der britischen Armee im April 1945 festgenommen wurde. Sie war eine der Angeklagten im Bergen-Belsen-Prozess, wurde im November 1945 zum Tode verurteilt und im Dezember 1945 hingerichtet.

Brustoperationen sind besonders schmerzhaft, und da es nicht einen Tropfen irgendeines Narkosemittels in diesem Pseudo-Hospital gab, schrie meine Patientin während der ganzen Operation vor Pein.

Irma Grese legte ihre Peitsche ab, in deren Griff farbige Perlen eingelegt waren, setzte sich auf das eine Ende der Bank, die als Operationstisch diente und beobachtete, wie ich das Messer in die entzündete Brust einführte, wobei Blut und Eiter nach allen Seiten spritzten.

Als ich zufällig aufschaute, sah ich das Schrecklichste, was man sich nur vorstellen kann. Ich werde es mein Lebtag nicht vergessen. Irma Grese genoss den Anblick menschlichen Leids. Ihr angespannter Körper wiegte hin und her, in einer verräterischen, rhythmischen Bewegung. Ihre Wangen glühten, und ihre weit aufgerissenen Augen hatten den starren Ausdruck höchster sexueller Erregtheit.

Von jenem Tag an ging sie durch das Lager, ihre perlengeschmückte Peitsche erhoben, suchte sich die schönsten jungen Frauen heraus und schlitzte deren Brüste mit dem geflochtenen Drahtende ihrer Peitschenschnur auf. Der Schmutz und die Läuse, die in jeden Winkel des Lagers drangen, führten unweigerlich zu Wundinfektionen. Die Brüste mussten aufgeschnitten werden, um die Frau zu retten. Irma Grese erschien ausnahmslos, um die Operationen zu beobachten. Sie trat nach der Patientin, wenn deren Schreie ihr Vergnügen beeinträchtigten, und gab sich selbst den orgastischen Zuckungen hin, die ihren ganzen Körper schüttelten und ihr den Speichel aus den Mundwinkeln rinnen liessen.

Eines Tages befahl sie mir, mich nachmittags in der sogenannten «Entbindungsstation» unseres Krankenbaus bei ihr zu melden.

«Ich habe dich operieren sehen», sagte sie, «ich habe volles Vertrauen in dich als Ärztin. Ich will, dass du mich untersuchst. Ich glaube, ich bin schwanger ...»

Es verstieß gegen die Regeln, dass ein Gefangener einen Aufseher berührte, das wusste ich. Der Bruch dieser Regel wurde mit dem Tod bestraft. Gleichzeitig wurde es mit dem Tod bestraft, sich einem Befehl zu widersetzen. Sie legte sich auf die Bank, und ich untersuchte sie. Sie war wirklich schwanger.

«Sei morgen Nachmittag hier», befahl sie. «Du wirst eine Abtreibung an mir vornehmen ...»

«Ich habe aber keine Instrumente», erwiderte ich, «und wenn es jemand erfährt, bedeutet es meinen Tod ...»

«Keine Widerrede. Überlass alles mir ...»

Am nächsten Nachmittag wartete ich zur verabredeten Uhrzeit auf sie. Sie erschien mit einem Koffer voller Instrumente – und mit ihrer Pistole.

«Sie sind sterilisiert», sagte sie und übergab mir den Koffer. Dann legte sie sich auf die Bank und die Pistole unter ihren Kopf.

Ich kniete mich auf den Boden und begann zu operieren. Ich zweifelte keinen Augenblick daran, dass dies die letzte ärztliche Handlung meines Lebens sein würde. Wir beide brachen die Regeln. Sollte irgendjemand dahinterkommen, wäre es das Ende ihrer Karriere als SS-Frau. Und ich würde nach links geschickt ... In den Augen ihrer Vorgesetzten wären wir beide gleichermaßen schuldig, aber sie hielt alle Trümpfe in der Hand. Keiner ausser mir musste davon wissen. Sie konnte mich einfach töten, sie brauchte nicht einmal eine Entschuldigung oder Erklärung dafür. Ich war sicher, dass sie genau dies vorhatte.

Während meine Hände fast mechanisch arbeiteten, war mein Gehirn mit dem Gedanken an den Tod beschäftigt. Ich hatte

mich bei der Lektüre über die letzten Sekunden eines Menschen vor seinem Tod oft gefragt, ob es stimmte, dass sein ganzes Leben blitzartig an ihm vorüberzieht. Ja, es stimmt. Ich beendete die Operation und setzte mich nieder, zu erschöpft, mich zu erheben und dem Tod stehend ins Auge zu sehen. Plötzlich erinnerte ich mich an die Prüfung am Ende meines ersten Jahres im Gymnasium. Ich musste mein Geburtsdatum vom Datum des laufenden Jahres abziehen, um herauszufinden, wie alt ich war. Dann folgte ein Bild auf das andere, bis ich zwar nicht jedes Ereignis, doch die Stimmung und Färbung meines ganzen Lebens durchlebt hatte. Es war ein glückliches Leben. Glücklich, erfolgreich, voller Liebe und Arbeit, die mich vollständig erfüllte. Ich hatte alles verloren, und es gab nichts mehr, wofür es sich noch zu leben lohnte.

Irma Grese stand von der Bank auf, ordnete ihre Kleidung, griff nach der Pistole und lächelte. Ich schaute zu ihrem lächelnden Gesicht hinauf und wartete auf die Kugel, die Dr. Gisella Perl, die ich einmal gewesen war, und der Gefangenen Nr. 25 404, die ich jetzt war, ein Ende bereiten würde. Aber sie schoss nicht.

«Du bist eine gute Ärztin», sagte sie. «Schade, dass du sterben musst. Deutschland braucht gute Ärzte ...» Ich schwieg.

«Ich gebe dir einen Mantel», fuhr sie fort. «Und ich muss dir nicht sagen, dass du kein Wort über das hier verlierst. Wenn du je den Mund aufmachst, werde ich dich finden, wo immer du bist, und dich töten ...»

Damit ging sie aus der Baracke und liess mich allein mit meinem neugewonnenen Leben. Jetzt, da ich wusste, dass ich nicht sterben würde, zumindest nicht sofort, erinnerte ich mich an meine Kranken und Verwundeten, die auf dem blossen Fussbo-

den des Reviers lagen ... Ich erinnerte mich an all die schwangere Frauen im Lager, deren Leben von meinem Geschick, meinem Mut und meiner Bereitschaft zur Hilfe abhing ... und plötzlich wusste ich, warum ich verschont geblieben war. Ich trug die Verantwortung für diese Frauen ... Ich musste leben, um sie vor dem Tod zu retten ... Ich war ihre Ärztin ...

Den Mantel, den mir Irma Grese versprochen hat, habe ich nie erhalten.

## «Konzert» in Auschwitz

Sommer 1944 ... Die feine Asche, die den Boden rund um die vier Krematorien bedeckte, war heiss unter unseren Füssen, wie der Sand der Strände unter den Füssen derer, die Ferien machen.

Die zweiunddreissigtausend polnischen und ungarischen Frauen im C-Lager erinnerten sich kaum mehr an ein freies, menschliches Leben. Wir verloren das Zeitgefühl, ein schrecklicher Tag ging in den nächsten über. Zählappell – Ruhezeit. Zählappell – Schlaf. Ohne Ende. Nur die immer neuen, von der nimmermüden Fantasie unserer Schergen erdachten Grausamkeiten bewahrten die Tortur davor, zur Routine zu werden.

Unsere Gesichter waren ungesund grau, trotz der sengenden Sonne und trotz unserer unaufhörlichen Anstrengungen, unseren Wangen durch stundenlanges Kneifen ein rosiges Aussehen zu geben, damit wir Dr. Mengele nicht zu krank erschienen und er uns nicht nach links schickte. Den hoffnungslosen Kampf gegen die Läuse hatten wir aufgegeben. Durch das ständige Kratzen mit schmutzigen Fingernägeln war unsere Haut mit entzündeten Wunden übersät. Waschen war eine schöne Erinnerung aus einem vergangenen Leben, das, wie es uns schien, nie existiert hatte. Es gab einen einzigen Wasserhahn für uns alle, und wir durften ihn nur zwei Stunden pro Tag benutzen. Diese beiden Stunden vergingen im Kampf um ein paar trinkbare Tropfen. Anschliessend brauchte ich meine medizinischen Fähigkeiten, um gebrochene Arme zu richten, blutende Kratzer und Kopfwunden zu verbinden. Wir hatten permanent Durst. Die Steckrü-

bensuppe, unsere Hauptmahlzeit, war mit Salpeter gewürzt, um unsere Geschlechtsorgane zu zerstören.<sup>12</sup> Die starke, scharfe Säure brannte sich durch unsere Magenwände und Eingeweide und führte zu einer Krankheit, die der Ruhr ähnelte. Unsere Bäuche waren aufgebläht, und der komplette Vitaminmangel grub tiefe Löcher in unsere geschwollenen Gliedmassen. Gaumentzündungen breiteten sich aus und unser blutendes Zahnfleisch machte es fast unmöglich, das harte Brot zu kauen, das unseren Hungertod verhinderte.

Wir waren so schwach, dass wir kaum kriechen konnten, doch die Angst gab uns die moralische Kraft, vier bis fünf Stunden im Morgengrauen und abermals am Nachmittag Appell zu stehen. Wer kollabierte oder nicht zum Appell erschien, wurde sofort ins Krematorium geschickt. Um einander das Leben zu retten, schleppten wir die Kranken und Sterbenden mit hinaus und stützten sie während endloser Stunden benommenen, bestialischen Leidens.

Für Tischa beAv<sup>13</sup>, einen der wichtigsten jüdischen Feiertage, hatten sich unsere Peiniger ein neues Spiel ausgedacht, um den Tag gebührend zu begehen. Nach dem ersten Zählappell, der von Anbruch der Dämmerung bis spät in den Morgen hinein dauerte, waren wir kaum in unsere Verschlänge gekrochen, um unsere müden Füße auszuruhen und Kraft für den Rest des Tages zu gewinnen, als wir schon wieder nach draussen gejagt wurden und man uns befahl, uns in die Asche zu setzen, die letzten

12 Viele Überlebende berichten davon, dass ihr Essen durch Zugabe eines speziellen Mittels oder Pulvers manipuliert worden sei, um den Geschlechtstrieb zu unterdrücken. Belegt ist dies nicht. Wissenschaftlich erwiesen ist hingegen, dass Frauen in Gefangenschaft aufgrund der psychischen und physischen Belastungen häufig nicht menstruieren.

13 Tischa beAv ist ein jüdischer Fasten- und Trauertag, an dem der Zerstörung des Tempels in Jerusalem gedacht wird. Im Jahr 1944 fiel dieser Tag auf den 30. Juli.

Überreste unserer Eltern, Männer und Kinder, wie man uns unaufhörlich sagte. Man würde ein Konzert für uns geben ...

Die lächelnden, frisch rasierten SS-Männer in ihren glänzenden Uniformen und die gut genährten, ausgeschlafenen SS-Frauen mit ihren sorgfältig geschminkten Gesichtern nahmen auf bequemen Stühlen vor den zweiunddreissigtausend wandelnden Skeletten Platz, die lautlos auf das warteten, was kommen sollte. Eine Gruppe Gefangener in gestreifter Häftlingskleidung, jeder mit einem anderen Musikinstrument, marschierte auf die Plattform zu, die man inmitten des Platzes zwischen den Blöcken errichtet hatte.

Sie stellten sich auf und begannen zu spielen. Bis tief in die Nacht spielten sie zündende Lieder, mitreissende, rasante, anzügliche Melodien, Musik, die zum Körper sprach, nicht zur Seele, während die vier Krematorien lebendiges Fleisch in graue Asche verwandelten. Zehntausend Menschen wurden an jenem Tag in jedem der Öfen verbrannt.<sup>14</sup> Die unentwegt tanzenden Flammen waren heller und heisser als die Sonne. Schwere Qualm füllte unsere Nasen. Dicker, schwarzer Russ senkte sich über die reglose Menge, während die ausdruckslosen Gesichter von zweiunddreissigtausend gebrochenen Frauen, deren Schmerz keine Träne mehr trösten konnte, nichts als leeres Entsetzen zeigten.

14 Die vier Krematorien in Birkenau besaßen zusammen eine Verbrennungskapazität von 8'000 Leichen pro Tag. Aufgrund von Konstruktionsfehlern und Havarien kam es jedoch öfter zu Unterbrechungen des Verbrennungsbetriebs. An etlichen Tagen im Sommer 1944 wurden Leichen zusätzlich auf Scheiterhaufen verbrannt.

## Margarine

Die ersten Wochen in Auschwitz wurden zu einem unerträglichen Elend durch alle möglichen Hautausschläge, verursacht durch Wetter, Unterkühlung, fehlende Nahrung und den Mangel an Trink- und Waschwasser. Die Läuseplage verschlimmerte diese Ausschläge noch. Wir kratzten uns im Schlaf, selbst wenn wir die Stärke besaßen, tagsüber davon abzulassen, und die Wunden entzündeten sich, bis unsere Körper mit tiefen, kraterähnlichen Geschwüren bedeckt waren.

Ich musste dabeistehen und zusehen, wie wehrlose Frauen um mich herum zunächst ihre Gesundheit verloren und in Folge ihr Leben. Das belastete mich zutiefst. Doch ohne Arzneien und Medikamente, Salben, Verbandsmaterial und medizinische Instrumente konnte ich nichts für sie tun. Eines Tages hatte ich eine Eingebung. Ich erklärte sehr bestimmt, Margarine sei das beste Heilmittel gegen alle Arten von Hautkrankheiten. Wir müssten unsere Margarinerationen aufsparen und sie für unsere Körper nutzen ... Manche glaubten mir vorbehaltlos, denn war ich nicht eine Ärztin, die etwas von solchen Dingen verstand? Andere lächelten oder spotteten. Doch als es denen, die diese neue Salbe benutzten, besser ging, verbreitete sich der Ruhm der Margarine im ganzen Lager, und selbst die Zynischsten probierten es aus und sagten, schaden könne es auf keinen Fall ...

Wie durch ein Wunder, wohl eher psychologischer Natur, heilten die Wunden, und es kam zu keinen neuen Ausbrüchen mehr. Der Preis von Margarine stieg in schwindelerregende Höhen. Margarine wurde zum teuersten Artikel in Auschwitz, teu-

rer als Brot, Kleidung, Schuhe ... Die Latrine, unsere Tauschbörse, war permanent von Frauen umlagert, die ihren wertvollsten Besitz gegen ein Klümpchen Margarine gaben. Ich forderte diesen neuen Glauben und erklärte, ich würde mir die neue Entdeckung patentieren lassen, sobald wir aus Auschwitz heraus wären ... Ich würde Millionen damit verdienen! So eine simple Massnahme! Wie merkwürdig, dass vor mir keiner darauf gekommen ist ... Aber es sind ja immer die simpelsten Dinge, mit denen man das meiste Geld verdient ...

Ich setzte die Wundersalbe weiterhin ein, auch nachdem das Schild «Krankenrevier» über den Eingang von Block 15 genagelt worden war. Dieses Schild hielt mich vom Essen und Schlafen ab. Ich bebte vor Aufregung, vor Hoffnung ... Jetzt wird alles besser, dachte ich, wir haben ein Hospital für unsere Kranken, wo sie geheilt würden, anstatt ins Krematorium geschickt zu werden. Ich würde wieder Ärztin sein, Helferin, Heilerin menschlicher Leiden. Es gab fünf Ärztinnen und vier Krankenschwestern. Doch nur das medizinische Personal in diesem neuen, gespenstischen Nazi-Witz war real. Die Verschlüge längs der Wände füllten sich rasch mit Fällen von Typhus, Malaria, Scharlach, Lungenentzündung, ansteckenden Hautkrankheiten und Wahnsinn, in einer gefährlichen Mischung. Anstatt von einer Krankheit geheilt zu werden, steckten sich die Patientinnen mit allen anderen an, die im Lager grassierten. Wir erhielten keine Medikamente, kein Verbandsmaterial ausser ein paar Rollen Papierbandagen, keine Instrumente. Die von Fieber geschüttelten Patientinnen zitterten ohne Zudecken auf den blossen Brettern. Läuse krochen über ihre Körper, trugen Krankheitserreger von einer zur anderen.

Eine Ecke des Blocks war durch ein paar Bretter abgetrennt. Diese Ecke mit einem niedrigen Holztisch war unser Operationsaal. Dort verbanden wir Platzwunden am Kopf, Knochenbrüche, öffneten vereiterte Wunden, nahmen Blutproben und zogen kranke Zähne. Die Operationen geschahen mit ein paar rostigen kleinen Scheren und einem Messer, das ich an einem Stein wetzen musste. Natürlich gab es keine Narkosemittel, und die Schmerzensschreie der unglücklichen Patientinnen schienen Dr. Mengele ein perverses Vergnügen zu bereiten. Er inspizierte das Krankenrevier jeden Tag. Das Personal wurde, vor den Augen der Patientinnen, brutal geschlagen, wenn die Wände nicht sauber und der Boden nicht mit unseren blossen Händen – Besen gab es nicht – gefegt war. Die Kranken konnten in ihrer Haut verrotten, aber die Wände mussten sauber sein.

Trotz allem verliessen einige der Kranken gesund das Revier – eher weil sie eine Zeit lang dem Zählappell entkommen waren, als durch die Behandlung. Die Krankenstation gab mir aber die Möglichkeit, schwangere Frauen zu verstecken, bis ich ihre Schwangerschaft unterbrechen und sie wieder an die Arbeit schicken konnte. Die geringe Hilfe, die ich leisten konnte, mental wie physisch, liess mich meine Sorgen vergessen und gab mir einen Daseinszweck – bis Dr. Mengele eines Tages in den Krankenblock stürmte, gefolgt von seinen Schergen, um die Kranken aus ihren Verschlügen zu reissen und sie alle ausnahmslos in die unablässig brennenden Öfen zu schicken.

Von da an tat ich, was ich konnte, um die Kranken vom Revier fernzuhalten. Halsentzündungen, Grippe und selbst Lungenentzündungen waren statthafte Krankheiten, die die Opfer nicht zur sofortigen Exekution verurteilten. Aber Hautausschläge, Ty-

phus, Malaria und Wahnsinn sollten nur von den Flammen des Krematoriums geheilt werden.

Als der Befehl eintraf, eine Schwangerschaft nicht länger mit dem Tod zu bestrafen, sondern zu unterbrechen und den Embryo zu experimentellen Zwecken an Dr. Mengele zu überstellen, war ich erleichtert. Ich konnte nun offiziell und unter etwas besseren Bedingungen als auf dem schmutzigen Boden der dunklen Baracken die Leben der schwangeren Frauen retten.<sup>15</sup>

<sup>15</sup> Zu den verschiedenen Phasen des Umgangs mit Schwangerschaften siehe Einführung, S. 19-22.

## Block VII

### Die Latrine

Bevor wir wussten, was dort drinnen geschah, wünschten wir uns alle brennend, in Block VII überstellt zu werden. Dieser Block war deutlich sauberer und besser gebaut als die anderen. Der Regen sickerte nicht durch das Dach, die Verschlüße waren solider, selbst die Luft war sauberer. Block VII war der «Arbeiterinnenblock» und beherbergte weniger Frauen als jeder andere.

Eines Morgens erschien eine Gruppe unbekannter SS-Männer und -Frauen zum Zählappell. Ihr Auftauchen führte zu einer neuen Art von «Selektion», bei der die Jungen, Schönen und Gutgebauten aus den Reihen gezogen wurden, nicht die Schwachen, Alten und krank Aussehenden. Von den etwa dreissigtausend Insassinnen aus Lager C wurden siebenhundert junge Frauen selektiert. Wir anderen beobachteten den Vorgang schweigend. Wir wussten nicht, ob wir die Auserwählten bemitleiden oder beneiden sollten. Unsere Augen folgten ihnen, und wir sahen, dass sie zu Block VII getrieben wurden, dem Arbeiterinnenblock.

Im Lager brodelten bald Gerüchte. Wir hörten, dass es irgendwo, weit weg, mitten in einem Wald eine Radiofabrik geben sollte und dass die Frauen dorthin zur Arbeit gehen würden. Wir wussten nicht, dass die Geschichte über die Radiofabrik sorgsam unter uns ausgestreut wurde. Wir wussten nicht, dass all die Märchen über die Privilegien, denen sich diejenigen erfreuten, die man zur Arbeit fortbrachte, nur Teil eines gespenstischen Spasses waren, den sie sich mit uns machten.

Etwa vier Wochen später traf ein SS-Arzt in Lager C ein, betrat mit einer Gruppe schwerbewaffneter SS-Männer den Block VII und schloss die Tür von innen. Niemandem war erlaubt, in die Nähe des Blocks zu gehen. Wir wussten noch nicht, was dort geschah, warteten jedoch, die Herzen voller Angst und Neugier.

Einige Stunden später wurden die Ärztinnen des Hospitals in den Block geschickt. Der Anblick, auf den wir bei unserem Eintritt trafen, überstieg die furchtbarsten Erwartungen. Aus den Verschlüßen längs der Wände sahen uns etwa sechshundert, von panischem Schrecken ergriffene, zitternde junge Frauen an, in ihren Augen ein stilles Flehen. Die übrigen hundert Frauen lagen am Boden, bleich, schwach, in Lachen von Blut. Ihr Puls war kaum mehr fühlbar, ihr Atem ging angestrengt. Grosse, kräftige SS-Männer gingen von einer zur anderen, stachen gewaltige Nadeln in ihre Venen und beraubten ihre unterernährten, ausgemergelten Körper des letzten Tropfens Blut.<sup>16</sup> Das deutsche Heer brauchte Blutplasma! Die Probanden von Auschwitz waren genau die richtigen, um das Plasma zu liefern. Vergessen Rassenschande oder Kontamination mit «minderwertigem jüdischem Blut». Wir waren zu «minderwertig», um zu leben, doch nicht minderwertig genug, um das deutsche Heer durch unser Blut am Leben zu halten. Ausserdem würde niemand davon erfahren. Die Blutspender, wie alle anderen Gefangenen von Auschwitz, wären nicht mehr am Leben, um ihre Geschichten zu erzählen. Nach dem Krieg würde satter Weizen aus dem mit ihrer Asche gedüng-

16 Neben den Blutabnahmen für militärische Zwecke versorgte Mengele auch seinen ehemaligen akademischen Lehrer Otmar von Verschuer, der am Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin arbeitete, siehe Einführung, S. 24.

ten Boden wachsen, und mit der Seife, zu der ihre Körper verarbeitet wurden, würde man die Wäsche der heimgekehrten deutschen Helden waschen ...<sup>17</sup>

Wir erhielten den Befehl, die Frauen wieder auf die Beine zu bringen, ehe sie ins Lager zurückgeschickt würden, um Platz für die nächsten zu machen. Was sollten wir tun ohne Desinfektionsmittel, Medikamente, Flüssigkeiten? Wie konnten wir das brutal gestohlene Blut ersetzen? Alles, was wir hatten, waren Worte, Ermutigung, Zärtlichkeit. Und doch kehrten diese unglücklichen Geschöpfe durch unsere Fürsorge langsam ins Leben zurück und lächelten sogar, als sie sagten: «Immer noch besser als das Krematorium ...»

Block VII war ständig voll besetzt. Einmal waren es die Frauen mit schönen Augen, die vortreten sollten, ein anderes Mal die mit schönen Händen ... und die Armen glaubten den Geschichten, die ihnen erzählt wurden, traten vor und gaben zur Belustigung der SS-Schergen die letzten Tropfen ihres kostbaren Blutes für die deutschen Soldaten, die mit der von uns geraubten Kraft darangingen, unsere Freunde, Verwandten, Verbündeten zu ermorden ...

Eines der wesentlichen Ziele der Nazis bestand darin, uns zu demoralisieren, zu erniedrigen, zu vernichten, nicht nur physisch, sondern auch seelisch und geistig. Ihre Spione waren beständig unter uns, um sie über jeden unserer Gedanken, jedes unserer Gefühle, jede unserer Reaktionen auf dem Laufenden zu halten. Man wusste nie, wer zu ihren Agenten gehörte.

Es herrschte nur ein einziges Gesetz in Auschwitz – das des Dschungels, das Gesetz der Selbsterhaltung. Frauen, die in ih-

<sup>17</sup> Zu den Gerüchten, dass aus den in Auschwitz-Birkenau ermordeten Menschen Seife hergestellt worden sei, siehe Einführung, S. 26.

rem früheren Leben anständige Menschen gewesen waren, die etwas auf sich gehalten hatten, stahlen nun, logen, spionierten, schlugen die anderen und töteten sie sogar, wenn nötig, um ihr eigenes elendes Leben zu retten. Stehlen wurde zu einer Kunst, einer Tugend, etwas, worauf man stolz sein konnte. Wir nannten es «organisieren». Diejenigen, die in der Nähe der Krematorien arbeiteten, hatten die Gelegenheit, hin und wieder eine Konservendose, ein Paar Schuhe, ein Kleidungsstück, einen Kochtopf oder einen Kamm zu «organisieren», die sie dann auf dem Schwarzmarkt gegen Nahrung, besondere Gefälligkeiten und, falls es sich bei den Käufern um Männer handelte, gegen «Liebe» eintauschten.

Viele von denen, die keine Verbindungen zu den Arbeitern im Krematorium besaßen, «organisierten» das Stück Brot ihrer Nachbarin, ohne Rücksicht darauf, dass diese dadurch verhungern könnte, oder die Schuhe ihrer Bett Nachbarin, ohne Rücksicht darauf, dass ihre blutenden Füße diese zum Krematorium verurteilen könnten. Indem man Brot, Schuhe oder Wasser stahl, stahl man ein Leben, zu seinen eigenen Gunsten, auf Kosten anderer. Nur die Starken, Harten und Mitleidlosen überlebten. Die SS-Leute waren selbstredend höchst belustigt über diese Praktiken und forderten sie, indem sie manchen besondere Gefälligkeiten zuteilwerden ließen, um den Neid, den Hass und die Gier der anderen zu erregen.

Ein paar Privilegierten war es stillschweigend erlaubt, kleine, aus dem Krematorium gestohlene Trinkbecher aus Aluminium zu besitzen. Solch ein Becher ermöglichte es ihnen, mehr Wasser zu schöpfen als die anderen, die nur aus der hohlen Hand trinken konnten. Die Becher wurden eifersüchtig bewacht. Ihre Eigentümer trugen sie an einer um die Taille geknoteten Schnur.

Nachdem sie sie mit Wasser gefüllt hatten, suchten sie sich eine ruhige Ecke, um ihren langen Trunk in Frieden zu genießen. Es war jedoch ziemlich unwahrscheinlich, dass ihnen das gelang. Kaum hatten sie einen einsamen Fleck gefunden, schlich sich hinter ihnen schon einer der stärksten, brutalsten Mithäftlinge an, versetzte ihnen einen Schlag auf den Kopf und stahl das Wasser samt Becher. Viele überlebten diese Angriffe, andere hingegen, deren Schädeldecke zu dünn oder denen keine Widerstandskraft mehr geblieben war, verloren ihr Leben wegen eines Schlucks Wasser und eines Aluminiumbechers ...

Die Latrine – ohne Wasser, natürlich – war einer der wichtigsten Orte in Lager C. Sie war unser Gemeinschaftssaal, das Zentrum unserer sozialen Aktivitäten und unsere Nachrichtensbörse. Im zweiten Monat meines Aufenthalts in Auschwitz wurde die kleine Hütte, die bis dahin als Latrine gedient hatte, abgerissen und ein ganzer Block nun diesem wichtigen Zweck geweiht. Längs der Wände hob man Gräben aus, über die Holzbretter geworfen wurden. In der Mitte des Gebäudes verlief ein breiter Gang, wo die Latrinenaufseher auf- und abschritten, in der Hand schmutzige Schlagstöcke, mit denen sie auf jene einprügelten, die zu viel Zeit für die Befriedigung ihrer Notdurft verschwendeten oder mit ihren Freunden redeten.

Die Latrine war auch unser Schwarzmarkt, unsere Warenbörse. Hier kaufte man Brot für seine Wurst, Margarine für sein Brot, tauschte Nahrungsmittel, Schuhe, ein Kleidungsstück gegen «Liebe» ... Hier entwarfen wir Pläne für die Zukunft, liessen unserer Verzweiflung Lauf, unserem Durst nach Rache, unserem Hass. Hier erfuhren wir alle Gerüchte, die guten wie die schlechten, und manchmal stellten sie sich auf wundersame Weise als wahr heraus. Hätten wir die Latrine nicht gehabt, ich denke, wir

wären alle verrückt geworden in der tödlichen Monotonie des Lagerlebens.

Hin und wieder kam eine SS-Frau, um die Latrine zu inspizieren, und jagte uns mit Ochsenziemer und Gewehr hinaus. Solch eine Inspektion forderte viele Opfer, viele Verletzte, doch am nächsten Tag ging unser Clubleben weiter, als wäre nichts geschehen.

Die Latrine diente auch als «Liebesnest». Hier trafen sich männliche und weibliche Gefangene für einen verstohlenen Moment freudlosen Geschlechtsverkehrs, bei dem der Körper als Zahlungsmittel für die dringend benötigten Waren herhielt, die die Männer aus den Vorratslagern stehlen konnten. Das unseren Mahlzeiten beigemischte Salpeter war nicht stark genug, um das sexuelle Verlangen zu töten. Wir menstruierten nicht, doch eher infolge des psychischen Traumas, das den Umständen geschuldet war, unter denen wir leben mussten. Das sexuelle Verlangen war noch immer einer der stärksten Instinkte, und vielen fehlte die moralische Kraft zur Selbstdisziplin.

Kommandos männlicher Arbeiter kamen fast täglich in das Lager C, um die Latrinen zu reinigen, Strassen anzulegen und undichte Dächer zu reparieren. Bei diesen Männern handelte es sich um vertrauenswürdige langjährige Gefangene, die das Lagerleben in jeder Einzelheit kannten, Verbindungen in die Krematorien hatten und Meister im «Organisieren» waren. Ihre vollen Taschen machten sie zu den Don Juans des Lagers C. Sie suchten sich ihre Frauen unter den jüngsten, hübschesten, noch am wenigsten ausgezehrteten Gefangenen aus und innerhalb weniger Sekunden war der Handel beschlossen. Offen und schamlos klammerten sich die schmutzigen, kranken Körper ein oder zwei Minuten lang in der übelriechenden Atmosphäre der La-

trine aneinander – und das Stück Brot, der Kamm, das kleine Messer wanderte von der Hosentasche des Mannes in die begierigen Hände der Frau.

Zuerst war ich tief schockiert über diese Praxis. Mein Stolz, meine Integrität als Frau revoltierte allein gegen die Vorstellung. Ich flehte und predigte, als ich die ersten Frauen mit Geschlechtskrankheiten behandelte, ja, ich drohte sogar, ihnen die Behandlung zu verweigern, wenn sie nicht aufhörten, sich zu prostituieren. Später aber, als ich sah, dass ein auf diese Weise verdientes Stück Brot Leben retten konnte, als ich ein junges Mädchen traf, das durch ein Paar Schuhe, verdient in einer Woche der Prostitution, vor dem Krematorium bewahrt wurde, begann ich zu verstehen – und zu verzeihen.

Unsere SS-Wachen wussten nur zu gut, was in der Latrine vor sich ging. Sie wussten sogar, wer wessen «kochana»<sup>18</sup> war, und hatten an all dem ihren Spass. Sie hatten an allem Spass, was wahnsinnig, schmutzig, bestialisch, entsetzlich war ... Die menschenfressenden Öfen brannten, ihre Flammen loderten bis zum Himmel ... Millionen wurden bei lebendigem Leib von Läusen, Hunger, Krankheiten verschlungen – und in den Latrinen, vor den Augen ihrer Mitgefangenen, lagen Männer und Frauen in menschlichen Exkrementen und wanden sich in sexuellen Paroxysmen. Hitlers Traum von einer Neuen Ordnung ...

18 Polnisch für Geliebte.

## Entbindung in Lager C

Die armen jungen Frauen, die aus den verschiedenen ungarischen Ghettos nach Auschwitz gebracht wurden, wussten nicht, dass sie mit ihrem Leben und dem ihres ungeborenen Kindes für die letzte zärtliche Nacht in den Armen ihres Mannes bezahlen würden.

Ein paar Tage nach Ankunft eines neuen Transports würde einer der SS-Führer das Wort an die Schwangeren richten und sie ermutigen, vorzutreten.<sup>19</sup> Man würde sie in ein anderes Lager bringen, wo bessere Lebensbedingungen herrschten. Er versprach ihnen auch eine doppelte Brotration, damit sie in der Stunde der Niederkunft stark und gesund wären. Eine Gruppe schwangerer Frauen nach der anderen verliess Lager C. Selbst ich war zu der Zeit noch so naiv, den Deutschen zu glauben, bis ich einmal einen Auftrag in der Nähe der Krematorien ausführte und mit eigenen Augen sah, was diesen Frauen angetan wurde.

Sie sahen sich umringt von einer Schar von SS-Männern und -Frauen, die sich einen Spass daraus machten, den wehrlosen Geschöpfen einen Vorgeschmack auf die Hölle zu geben, nach dessen Genuss der Tod ein willkommenes Freund war. Sie wurden mit Knütteln und Peitschen geschlagen, von Hunden zerissen, an den Haaren umhergeschleift und von schweren deutschen Stiefeln in den Bauch getreten. Wenn sie zusammenbrachen, schickte man sie ins Krematorium – lebendig.

<sup>19</sup> Hier geht es vor allem um Frauen, deren Schwangerschaft bei Ankunft in Auschwitz-Birkenau noch nicht sichtbar oder nicht entdeckt worden war. Sichtbar schwangere Frauen wurden in der Regel bereits während der Eingangsselektion zur Tötung in der Gaskammer bestimmt.

Ich stand wie angewurzelt da, unfähig, mich zu bewegen, zu schreien, wegzulaufen. Doch nach und nach verwandelte sich mein Entsetzen in Revolte, und diese Revolte rüttelte mich aus meiner Lethargie und gab mir einen neuen Ansporn, zu leben. Ich musste am Leben bleiben. Es war meine Aufgabe, die schwangeren Frauen von Lager C vor diesem infernalischem Schicksal zu bewahren. Es war meine Aufgabe, das Leben der Mütter zu retten, und wenn es keinen anderen Weg gab, dann um den Preis des Lebens ihrer ungeborenen Kinder. Ich lief zurück zum Lager, ging von Block zu Block und erzählte den Frauen, was ich gesehen hatte. Nie wieder sollte eine von ihnen ihren Zustand verraten. Er musste bis zu unserem letzten Atemzug geheim gehalten werden und vor den SS, den Wachen und der Blockova, von deren Wohlwollen unser Leben abhing, versteckt werden.

In dunklen Nächten, wenn die anderen schliefen, befreite ich die Frauen in den finstersten Winkeln des Lagers, in der Latrine, auf dem Fussboden, ohne den geringsten Tropfen Wasser, von ihren Kindern. Ich begann mit den im neunten Monat Schwangeren, leitete den Geburtsvorgang durch einen künstlichen Blasenprung ein, und innerhalb von ein oder zwei Tagen kam es ohne Weiteres Einschreiten zu einer spontanen Geburt. Oder ich dehnte den Muttermund mit den Fingern, drehte den Embryo im Mutterleib und brachte ihn dann auf die Welt. Im Dunkeln, immer in Hast, inmitten von Unrat und Schmutz. Nachdem das Kind da war, bandagierte ich den Unterleib der Mutter und schickte sie an die Arbeit zurück. Wenn es möglich war, behielt ich sie in meinem sogenannten Hospital, normalerweise mit der Diagnose auf Lungenentzündung, denn das war sicher, das war nichts, was sie ins Krematorium bringen würde. Ich entband

Frauen im achten, siebten, sechsten, fünften Monat der Schwangerschaft, immer getetzt, mit nichts als meinen fünf Fingern, unter schrecklichsten Bedingungen.

Niemand wird je ermessen können, was es für mich bedeutete, das Leben dieser Säuglinge zu zerstören. Nach langen Jahren medizinischer Praxis war eine Entbindung für mich noch immer das schönste, das grösste Wunder der Natur. Ich liebte diese Neugeborenen nicht wie eine Ärztin, sondern wie eine Mutter, und es war wieder und wieder mein eigenes Kind, das ich tötete, um das Leben einer Frau zu retten. Jedes Mal, wenn ich in Schlamm, Schmutz und Exkrementen kniete, die den Boden der Baracken bedeckten, wenn ich ohne Instrumente und Wasser, ohne die elementarsten hygienischen Voraussetzungen eine Entbindung vornahm, betete ich zu Gott, mir zu helfen, die Mutter zu retten, oder ich würde nie mehr eine schwangere Frau anrühren. Und wenn ich es nicht getan hätte, wären beide, Mutter und Kind, grausam ermordet worden. Gott stand auf meiner Seite. Durch ein Wunder, das für jeden Arzt wie ein Märchen klingen muss, erholte sich jede der Frauen und war in der Lage, zu arbeiten, was ihr das Leben rettete, zumindest für eine Weile.

Die erste Entbindung nahm ich bei einer jungen Frau aus meiner Heimatstadt vor, Jolanda. Sie stammte aus einer armen Familie und bestritt ihren Lebensunterhalt durch feine Stickereien auf teurer Unterwäsche, auf Taschentüchern – und Babykleidung. Schöne Babykleidung zu besticken war die grösste Freude ihres Lebens, und während sie bis spät in die Nacht daran arbeitete, träumte sie von dem Baby, das sie selbst eines Tages haben würde. Dann heiratete sie. Monat für Monat wartete sie und betete, doch die Natur verwehrte ihr ihren glühendsten Wunsch. Dann kam sie zu mir. Ich behandelte sie über längere Zeit, bis

sich schliesslich der Erfolg einstellte. Jolanda wurde schwanger. Sie strahlte. «Ich mache Ihnen das schönste Geschenk der Welt, wenn mein Kind zur Welt kommt...», sagte sie jedes Mal, wenn wir uns trafen.

Zuletzt war ich es, die ihr ein Geschenk machte – ihr Leben – , doch um den Preis, ihren so leidenschaftlich ersehnten kleinen Jungen zu töten, zwei Tage nach seiner Geburt. Tag für Tag beobachtete ich, wie sich ihr Zustand entwickelte, und fürchtete den Moment, wo er nicht länger zu verbergen war. Ich bandagierte ihren Leib, verdeckte sie beim Zählappell so gut es ging mit meinem Körper und hoffte auf ein Wunder, das sie und das Kind retten würde.

Das Wunder blieb aus. In einer entsetzlich dunklen, stürmischen Nacht setzten die Wehen ein. Ich sass neben ihr und wartete auf den Moment, sie zu entbinden, als ich zu meinem Entsetzen sah, dass sie in krampfartige Anfälle verfiel. Zwei Tage und Nächte lang schüttelten die Krämpfe ihren armen, ausgezehrten, schwachen Körper, und ich stand hilflos dabei, ohne Medikamente, ohne Instrumente, hörte ihr Stöhnen und konnte nichts für sie tun. Rings um uns, im Licht einiger kleiner Kerzen, sah ich die dreizehnhundert Frauen ihrer Baracke, die aus ihren Verschlagen auf uns hinunterschauten, dreizehnhundert Totenmasken, in denen immer noch genug Leben war, um Mitleid mit Jolanda zu empfinden und die stille, doch allgegenwärtige Frage zu flüstern: Warum?

Am dritten Tag wurde Jolandas Junge geboren. Ich brachte sie ins Krankenrevier, sagte, sie litte an Lungenentzündung und versteckte ihr Kind zwei Tage lang, unfähig, es zu töten. Dann konnte ich es nicht länger verbergen. Wäre es entdeckt worden, hätte es Jolandas Tod bedeutet, meinen eigenen und den aller schwangeren Frauen, die mein Geschick noch immer retten

könnte. Ich nahm den warmen, kleinen Körper in die Arme, küsste das zarte Gesicht, streichelte sein langes Haar – dann erdrosselte ich ihn mit meinen eigenen Händen und begrub ihn unter einem Berg von Leichen, die auf ihre Einäscherung warteten.

Eines Tages erschien Dr. Mengele im Krankenrevier und gab einen neuen Befehl aus. Von jetzt an könnten jüdische Frauen ihre Kinder entbinden. Sie würden nicht mehr getötet, weil sie schwanger waren. Die Kinder müssten jedoch sofort ins Krematorium gebracht werden, von mir persönlich, aber die Frauen dürften leben. Ich jubilierte. Frauen, die in unserem sogenannten Hospital entbanden, auf dem sauberen Fussboden, mithilfe einiger primitiver Instrumente, die man mir überlassen hatte, würden nun eine grössere Chance haben, diesem Todeslager nicht nur lebend zu entkommen, sondern in einem Zustand, der es ihnen ermöglichte, weitere Kinder zu bekommen – später.

In meiner Station waren hundertzweiundneunzig werdende Mütter, als Dr. Mengele es sich anders überlegte. Er kam brüllend ins Krankenrevier, Peitsche und Revolver in der Hand, liess alle hundertzweiundneunzig Frauen auf einen Lastwagen laden und lebendig in die Flammen des Krematoriums werfen.

Ab September 1944 wurde das Lager C aufgelöst, um Platz für Neuzugänge zu machen. Ich werde später berichten, was diese Auflösung bedeutete. Nur so viel: Von dreissigtausend Frauen blieben nur zehntausend am Leben, die auf andere Blocks verteilt oder zur Arbeit nach Deutschland gebracht wurden.

Sobald wir in den Lagern F, K und L untergebracht waren, kam eine neue Order aus Berlin. Von nun an durften nicht nur

jüdische Mütter Kinder auf der «Entbindungsstation» bekommen – die Kinder dürften auch am Leben bleiben.<sup>20</sup>

Eva Benedek war achtzehn Jahre alt, eine Geigerin aus Budapest, eine schöne, begabte, junge Frau, die nur wenige Tage nach ihrer Hochzeit von ihrem Mann getrennt wurde. Eva Benedek glaubte mit unbeirrbarer Hoffnung daran, dass ihr Leben und das ihres Kindes gerettet werden würden. Das Kind, das in ihrem Leib heranwuchs, war ihr ganzer Trost, ihre ganze Freude, ihre ganze Sorge. Als die SS ein Gefangenenorchester zusammstellten, sollte Eva dort die Geige spielen. Ich bandagierte ihren Leib, und in ihren formlosen Lumpen, zwischen Frauen, deren Bäuche durch Unterernährung aufgebläht waren, fiel ihr Zustand nicht auf.

Dann erfolgte die Liquidierung von Lager C, und Eva Benedek kam mit mir in die Lager F, K und L. Als der Befehl zur Schonung jüdischer Kinder eintraf, war keine Frau glücklicher als sie. Sie stand ein oder zwei Tage vor der Niederkunft, und wir beide glaubten, dass das Wunder geschehen sei, ein Wunder Gottes zur Rettung von Eva Benedek. Sie lächelte den ganzen Tag und pfiff abends in unseren Baracken Mozart-Sonaten und Chopin-Walzer, um ein wenig Schönheit in unsere schreckerfüllten, hoffnungslosen Leben zu bringen.

Zwei Tage später brachte sie in der «Entbindungsstation» ihr Kind zur Welt, einen Jungen. Doch als es geboren war, wandte sie ihm den Rücken, wollte es nicht anschauen, wollte es nicht in den Armen halten. Tränen strömten unablässig über ihre Wan-

20 Perl meint hier die Verlegung in das Frauenkonzentrationslager «FKL» mit den Abschnitten B I a und B I b im November 1944. Zu diesem Zeitpunkt wurde die systematische Ermordung von jüdischen Männern, Frauen und Kindern in Auschwitz-Birkenau eingestellt. Es starben weiterhin viele an Hunger und den verheerenden Lagerbedingungen.

gen, herzerreissende, stille Tränen, aber sie sagte kein einziges Wort. Endlich gelang es mir, aus ihr herauszubringen, was ihr auf der Seele lag.

«Ich wage es nicht, meinen Sohn in die Arme zu nehmen», sagte sie. «Ich wage es nicht, ihn anzuschauen, ihn zu küssen, mich an ihn zu binden. Ich fühle es, ich weiss es, sie werden ihn mir wegnehmen ...»

Sie hatte Recht. Vierundzwanzig Stunden, nachdem Eva Benedek ihren Sohn geboren hatte, traf ein neuer Befehl ein, der den jüdischen Müttern zusätzliche Nahrung entzog. Was blieb, war eine dünne, milchige, mit Mehl vermischte Brühe, die ihre Brüste anschwellen liess und es ihnen unmöglich machte, ihre Kinder zu stillen. Acht Tage lang musste Eva Benedek mitanschauen, wie ihr Sohn langsam verhungerte.

Seine zarte, weisse Haut wurde gelb und fleckig, sein glattes Gesicht runzlig, und am achten Tag trug ich ihn hinaus und warf ihn auf einen Haufen verwesender Leichen.<sup>21</sup>

21 Zu den Experimenten, die Josef Mengele im Oktober und November 1944 an jüdischen Müttern und Neugeborenen durchführte, siehe Einführung, S. 22.

## Das Hospitalpersonal

Als ich Olga Schwartz im Frühjahr 1942 zum ersten Mal begegnete, fühlte ich sofort, dass unsere Freundschaft mehr war als nur eine vorübergehende Zuneigung.<sup>22</sup> Zusammen mit meiner Schwester Helen arbeitete sie als Kinderärztin in einer Budapester Klinik. Die beiden waren sehr eng befreundet, wussten alles über die Herkunft und die Familie der anderen und hatten vor, zukünftig gemeinsam zu praktizieren. Als ich nach Budapest kam, in ihrer Klinik mitarbeitete und die neuen medizinischen Methoden und Entwicklungen studierte, um mit der Forschung Schritt zu halten, wurde ich sofort von ihnen aufgenommen. Als Vierter kam mein Sohn hinzu. Wir verbrachten all unsere freie Zeit zusammen, diskutierten über Medizin, lasen wissenschaftliche Bücher und lauschten am Abend dem Geigenspiel meines Sohnes.

Olga war eine aussergewöhnlich intelligente, hochgewachsene, schlanke junge Frau mit kastanienbraunen Haaren und blauen Augen. Sie liebte ihre Arbeit leidenschaftlich und interessierte sich, wie viele Ärzte, sehr für Musik. Wir verbrachten vier unvergessliche Wochen miteinander und wussten, dass unser gegenseitiges Verständnis und unsere Zuneigung füreinander unser Leben lang anhalten würde. Später, als ich bereits nach Hause zurückgekehrt war, heiratete Olga einen Mediziner, zog nach Cluj, einer hübschen Stadt in Siebenbürgen, und brachte einen Sohn zur Welt. Ihr Leben wurde immer schwieriger, eben-

22 Es handelte sich um Olga Lengyel (1908-2001). Sie war allerdings keine ausgebildete Ärztin, sondern Arzthelferin, siehe Einleitung. Auch andere Aussagen zu ihrer Biographie sind hier verändert.

so wie meines, und die Dinge, die wir neben Elend und Krankheit zu bekämpfen hatten, mehrten sich.

Im Frühsommer 1944, als die jüdischen Ärztinnen in Lager C zum Vortreten aufgefordert wurden, bemerkte ich eine hochgewachsene, extrem magere Frau mit kurzgeschorenem Haar und grossen, blauen Augen. Wo hatte ich diese Augen nur zuvor gesehen? Ich sah sie an, sie sah mich an, und plötzlich fühlte ich mich, als hätte eine grausame Hand mein Herz ergriffen. Olga!

«Komm zur Latrine, nach dem Abendappell!», rief ich ihr zu, bevor wir in unsere Blocks zurückbeordert wurden. Sie nickte, und ich wusste, dass auch sie mich erkannt hatte.

Nach dem Appell trafen wir uns in der stinkenden Dunkelheit der Latrine. Weinend, tief erschüttert umarmten wir einander. Und dann stellten wir uns Fragen über Fragen. «Weisst du, wo du bist? Weisst du, was das alles hier zu bedeuten hat, das Feuer, die Folter, die systematische Erniedrigung? Verstehst du ihre Absicht? Weisst du, welche Pflicht wir haben?»

«Ja ... Ja, Olga, ich weiss das alles ... Ich kenne ihre Absicht, und ich weiss, dass es unsere Pflicht ist, gegen sie zu kämpfen, gegen den Tod, gegen ihre Macht, uns zu erniedrigen ...»

«Dann werden wir zusammenhalten und zusammen kämpfen ...», sagte sie. Feierlich gaben wir uns die Hände. Von da an wurde unsere Freundschaft und unser gemeinsamer Kampf zu unserer unaufhörlichen Quelle der Kraft und des Durchhaltens während all der höllischen Monate in Auschwitz.

Als die Nazis beschlossen, uns ein Krankenrevier zu geben, und fünf Ärztinnen und vier Krankenschwestern bestimmten,

um die Kranken zu pflegen, schlossen wir neun Frauen einen Pakt und schworen, dem Versuch der Nazis zu widerstehen, uns zu erniedrigen, zu entwürdigen und unseren Geist zu brechen, ehe sie uns in die Flammen warfen. Wir alle wussten, dass unsere Henker sich nicht damit zufriedengaben, unsere Körper zu prügeln, auszuhungern und zu foltern, bis wir wie wandelnde Skelette aussahen, mit Wunden übersät, bis unsere Organe für immer zerstört waren, nein, sie wollten auch unsere Seelen deformieren. Es bereitete ihnen Vergnügen, unseren allmählichen Verfall zu beobachten und zu sehen, wie lange es dauerte, bis die kultiviertesten Intellektuellen des zwanzigsten Jahrhunderts auf dem moralischen Stand von Hyänen angelangt waren. Mit unendlicher Gerissenheit, die bis in die kleinsten Details ging, erzeugten sie unter uns eine Gossenmentalität, einen geistigen Sumpf, eine Jauchegrube aus Korruption, bis der Boden bereitet war, auf dem jede Art von Verbrechen wucherte.

Dennoch gelang es ihnen nicht ganz. Einige der Reaktionen ihrer Opfer waren das Gegenteil dessen, was sie erwartet hatten. Ich beobachtete Akte von einer solchen menschlichen Grösse, Güte, Aufopferung und Selbstlosigkeit, dass sie mir das Leben wieder lebenswert machten. Nur eine Hölle wie Auschwitz kann Menschen wie Olga, Kati und viele andere hervorbringen, deren Freundschaft noch immer mein kostbarster Besitz ist.

Ich werde Kati nie vergessen. Sie war ein starkes, einfaches Mädchen mit einem Herzen, so gross wie das Universum. Ich stiess eines Nachts auf der Lagerstrasse auf sie, über den Körper eines kleinen, menschlichen Wesens gebeugt, das im Schlamm lag, wie ein Welpe mitleiderregende, kurze Schreie ausstiess und die Arme nach ihr ausstreckte. Es handelte sich um ein kaum

fünfzehnjähriges Mädchen, das von einer der SS-Frauen fast zu Tode geschlagen worden war, weil es versucht hatte, ein paar Kartoffelschalen aus den Abfallhaufen hinter der Küche zu klauen. Kati hob es auf, wischte die Tränen aus seinem zerschundenen, kleinen Gesicht und nahm das Kind mit in ihren Verschlag.

Von da an liess sie die Kleine nie mehr allein, sorgte für sie, stahl für sie und tat alles, was in ihrer Macht stand, um sie wieder auf die Beine zu bringen und am Leben zu halten. Kati hatte einen sehr guten «kochany».<sup>23</sup> Ihr Geliebter war ein deutscher Gefangener, auf dessen Brust neben der Nummer ein grünes Dreieck aufgenäht war. Das grüne Dreieck kennzeichnete die gewöhnlichen Kriminellen, Diebe, Räuber, Mörder. Prostituierte mussten ein schwarzes Dreieck tragen, politische Gefangene ein rotes und Juden ein gelbes. Olga und ich empfanden es als bittere Ironie, dass die Nazis, die grössten Verbrecher und Massenmörder der Welt, jemanden bestrafte, der nicht mehr als ein oder zwei Menschen auf dem Gewissen hatte. Der Mord an einem einzigen Menschen wurde mit einem grünen Dreieck belohnt, der Mord an Millionen mit einer eleganten SS-Uniform ...

Katis Deutscher war ein grosser, starker Mann mit einem schweren Stock, der seinen Status symbolisierte. Ein Stock hiess Rang, Position, Macht. Er bedeutete mehr als eine Baron- oder Ritterwürde. Kati war kurz davor gewesen, mit ihm Schluss zu machen, als sie auf die Kleine stiess. Sie beschloss, ihren Körper weiterhin an den Mann zu verkaufen, gegen Nahrung, die sie in ihren Verschlag brachte, um das Kind zu versorgen. Kati war nur dann glücklich, wenn die Kleine ausreichend zu essen hatte.

<sup>23</sup> Analog zu «kochana» (siehe Anm. 18) die männliche polnische Form für Geliebter, die auch von anderssprachigen Häftlingen verwendet wurde.

Der Deutsche besass gute Beziehungen zum Krematorium, und so bekam Katis Protégé alles, was ihr Herz begehrt. Eines Tages erblickte ich beide in einem Viehwaggon, der Arbeiterinnen nach Deutschland brachte. Sie hielten einander bei den Händen, und ich wusste, dass Kati das Leben der Kleinen retten würde, koste es, was es wolle ...

Die neun Mitglieder des Hospitalpersonals bildeten eine kleine Oase in Auschwitz, dem Sumpf aus Elend und Verbrechen. Ihre Auswahl verdankte sich Dr. Mengeles Laune, aber ich glaube fest, dass das Schicksal hierbei seine Hand im Spiel hatte. Diese neun Frauen waren wahrhafte Menschen. Wir alle besaßen eine klare Vorstellung von dem, was vor sich ging. Wir betrachteten die Dinge im Ganzen und vergassen unser persönliches Schicksal im Kampf für die anderen. Wir waren die einzigen, die den Bedürftigen Hilfe boten, indem wir ihre Geschichten anhörten, ihnen Mut zusprachen und ihre kranken Körper so gut behandelten, wie es in unserer Macht stand.

Doktor Rose, eine meiner Kolleginnen, die in Block 19 starb, als ich Auschwitz verliess, war nicht nur Kinderärztin, sie war selbst ein Kind. Der Optimismus leuchtete wie eine Sonne in ihren Augen. Sie lächelte unentwegt, scherzte, war immer voller Hoffnung. Sie ass nie, doch Tag um Tag konnte man sie durch das Lager C laufen sehen, ein Stück Brot, einen Becher mit Suppe zwischen ihren Lumpen versteckt, um es den Kranken und Sterbenden zu bringen. Ihr Lächeln war uns allen ein beständiger Quell der Freude, und ihre Verachtung für jene, die den Glauben verloren, hinderte uns oft daran, uns der Verzweiflung zu überlassen.

Doktor Charlotte war ein Symbol mütterlicher Liebe. Vier ihrer Schwestern waren mit ihr im Lager. Eine von ihnen wurde vor ihren Augen lebendig verbrannt. Von da an hielt sie die an-

deren immer in ihrer Nähe, beschützte sie wie eine Tigerin, teilte ihre schmale Pritsche mit ihnen, säuberte sie, ernährte sie und pflegte sie, als wäre sie ihre Mutter. Sie war dafür geboren, vielen Kindern eine Mutter zu sein. Ihre überbordende Zuneigung wärmte das ganze Lager, und ihre Patientinnen beantworteten sie mit kindlicher Zärtlichkeit.

Roses Güte war bewusster. Sie war eine militante Idealistin und ihr Handeln entsprang stets ihren Überzeugungen. Ihre moralische Kraft verliess sie nie, selbst später nicht, in Bergen-Belsen, als Hunger und Typhus ihre physische Widerstandskraft bereits vollständig untergraben hatten.<sup>24</sup>

Und dann waren da Magda, Minna, Lenore und Suzanne, die vier Krankenschwestern, die die Schmutzarbeit im Krankenrevier verrichteten, immer lächelnd, immer willig, die jede Härte mit Anstand und Geradlinigkeit ertrugen, was die grösste Bewunderung hervorrief.

Wir Ärztinnen erhielten häufig Extras in Form von Nahrung. Die Männer aus den anderen Lagern kamen gern zu uns, um sich behandeln zu lassen, und brachten uns für unsere Dienste jedes Mal irgendetwas mit. Eine kleine Operation wie das Aufschneiden einer Zyste oder eines bösen Furunkels wurde mit einem Becher Suppe, einem Stückchen Margarine oder einigen Scheiben Wurst belohnt. Sie waren die «Privatpatienten» des Krankenreviers. Was wir auf diese Weise tagsüber erhielten, teilten wir am Abend untereinander und besaßen so genügend Energie, um am nächsten Tag mit unserer Arbeit weiterzumachen.

Die Abende im Krankenrevier sind die einzig erträgliche Erinnerung an meine Zeit in Auschwitz. Wir waren neun Freundin-

<sup>24</sup> Auf S. 117 und S. 159 berichtet Perl, dass Rose im Januar 1945 in Block 19 im Lagerbereich B II e starb.

nen, neun Frauen mit dem gleichen kulturellen und sozialen Hintergrund, mit den gleichen Interessen, dem gleichen Enthusiasmus, den gleichen Idealen. Wir wussten, wofür wir lebten, und wir unterstützten einander in unserem gemeinsamen Kampf. Wenn wir hungrig waren, trösteten wir uns mit Gesprächen über Literatur, rezitierten Passagen aus den Werken, die wir liebten. Wenn wir müde waren, wenn Mengele uns schlug, um unseren Geist zu brechen, steckten wir die Köpfe zusammen und sangen Lieder der Freiheit. Wir zerbrachen nicht ... Wir konnten nicht zerbrechen. Wir wussten, dass wir von zweiunddreißigtausend wehrlosen Frauen gebraucht wurden.

Manchmal assen wir das Essen nicht, das wir tagsüber von unseren «Privatpatienten» erhalten hatten. Hungrig betrachteten wir Brot, Margarine, Wurst, rührten jedoch nichts an, weil eine von uns ein Paar Schuhe oder ein Kleidungsstück benötigte. Ich erinnere mich, dass ich einmal dringend ein Paar Schuhe brauchte. Gleichzeitig waren wir aber auch sehr hungrig. Meine acht Gefährtinnen waren bereit, auch ohne die zusätzliche Verpflegung auszukommen, doch Tag für Tag überredete ich sie, zu essen, was wir erhalten hatten, meine Schuhe könnten warten ...

Wir alle liebten einander, doch Olga und ich bedeuteten einander am meisten. Wir teilten unsere Pritsche, unser Essen, jeden unserer Gedanken. Sie beschützte mich, und ich beschützte sie. Sie war die einzige, die wusste, was ich tat, wenn ich mitten in der Nacht davonschlich, um schwangere Frauen von ihren Babys zu entbinden und ihnen so das Leben zu retten. Sie wusste es, und sie zitterte um mein Leben. «Pass auf dich auf ...», ermahnte sie mich täglich. «Gib nicht zu viel von dir selbst hinein ... Du verzehrst dein Herz ...»

Olga war der beste, der wunderbarste Mensch, dem ich je begegnet bin. Und sie war auch eine exzellente Ärztin mit grossem Wissen. Wann immer wir es mit einem interessanteren medizinischen Fall zu tun hatten, diskutierten wir ihn stundenlang und behandelten ihn theoretisch, so als wären wir wieder in der Klinik in Budapest. Als Dr. Mengele befahl, jeder fiebernden Patientin eine Blutprobe zu entnehmen, um festzustellen, ob sie an Typhus litte, wussten wir, dass er beabsichtigte, ein neues Kontingent an Patientinnen zu töten. Was konnten wir tun? Wie konnten wir die Typhusfälle vor ihm verbergen? Bis zu jenem Tag hatte es ausgereicht, wenn wir bei der Patientin offiziell eine Lungenentzündung diagnostizierten, aber eine Gruber-Widal-Reaktion würde uns alle verraten ... Dann hatte Olga eine brillante Idee. Anstatt unseren Typhuskranken Blut abzunehmen, nahmen wir uns gegenseitig Blut ab und überstellten diese Proben an Dr. Mengele. Die Tests waren negativ und die Patientinnen gerettet.

Doch Olga rettete nicht nur die Typhuskranken. Einmal schützte sie mich auf ähnliche Weise, ganze vier Wochen lang. Damals hatte ich einen geheimen Patienten, einen SS-Mann, den ich zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort treffen sollte. Aufgehalten von einer Entbindung, kam ich verspätet zu der Verabredung, und der Unmensch trat mir mit seinen schweren Stiefeln so lange in den Leib, bis ich bewusstlos zusammenbrach. Olga fand mich, brachte mich in den Krankenbau zurück und übernahm meine Arbeit, bis ich wieder stark genug war, um auf den Beinen zu stehen. Hätte Dr. Mengele von meinem Zustand erfahren, das Krematorium wäre mir sicher gewesen.

1944 erhielt Olga den Befehl, als Ärztin einen grossen Arbeiterinnentransport nach Deutschland zu begleiten.

Wir dachten, die Welt stürzt ein. Wir wollten uns nicht trennen, wir konnten uns kein Leben ohne die andere vorstellen. Ich lief zu Dr. Mengele und bat ihn fast auf Knien, mich mit Olga gehen zu lassen. Die Antwort war «nein». Dann ging Olga zu ihm. Sie bot an, ihre Position als Ärztin aufzugeben und als Krankenschwester oder Putzfrau zu arbeiten, wenn sie nur mit mir zusammenbleiben könnte. Er betrachtete uns eingehend. Er wusste, welche hervorragende Ärztin Olga war und dass nur ihr Beruf sie am Leben hielt. Er begriff, was dieses Opfer für sie bedeutete, und doch wollte sie es erbringen. Die Regung, die über sein Gesicht zog, war nicht einzuordnen. Aber die Antwort blieb dieselbe. «Du gehst!», sagte er zu Olga, «du bleibst», zu mir. Und nur wenig später sah ich meine beste Freundin, meine Schwester, im Herbstnebel verschwinden, an den Füßen die schwarzen Männerschuhe, die ich ihr noch mit den fünf Margarineportionen kaufen konnte, die ich verdient hatte.<sup>25</sup>

Im April 1945, nach der Befreiung von Bergen-Belsen, kam ein Mann, der eher einem Skelett glich, zu mir in die Krankenstation. «Retten Sie mich ... Ich sterbe ... Ich bin Olgas Mann.» Ich nahm ihn weinend in die Arme, und von dem Tag an pflegte und hegte ich ihn mit derselben Liebe, die ich für seine Frau empfand. Keiner von uns wusste, wo sie war. Wir wussten nicht einmal, ob sie noch lebte ... Als er kräftig genug war, um zu reisen, schickte ich ihn mit einem Krankentransport nach Schweden, damit er zunehmen und wieder gesund werden konnte.

Ein paar Monate später, an einem heißen Julitag, als ich mich gerade vom Typhus erholte, den ich mir in Bergen-Belsen geholt hatte, kam jemand in mein Zimmer. Es war Olga. Sie war zu

<sup>25</sup> Olga Lengyel blieb bis Mitte Januar 1945 in Auschwitz-Birkenau und floh vom Todesmarsch in Brzeszcze, in der Nähe von Oswięcim.

Fuss den ganzen Weg von Prag gelaufen, um in allen Lagern Deutschlands nach mir zu suchen. Erst jetzt erfuhr sie, dass ihr Mann noch lebte. Es machte mich unbeschreiblich glücklich, dass ich es war, die den Mann meiner besten Freundin gerettet hatte. Wir verbrachten vier wundervolle Tage miteinander. Dann machte sie sich auf den Weg, um nach meinem Mann zu suchen. Sie hat ihn nie gefunden. Ein paar Tage vor der Befreiung, nach zwei Jahren unmenschlichen Leidens, war er von den Nazis erschlagen worden...

Olga Schwartz und später, in Hamburg, Olga Singer, waren meine geliebten Lagerschwestern. Die Ärztin und die Lehrerin – zwei grosse Menschen und die besten Freundinnen, die man je haben kann ...

## Der verhängnisvolle Stofffetzen

Lily war eine grosse Schauspielerin, eine verwöhnte und luxurverliebte Grand Dame. Sie hatte die Sonnenseiten des Lebens genossen. Samt und Seidenstoffe schützten ihre zarte Haut, und ihre kostbaren Juwelen lagen sicher verwahrt in einem Schliessfach in der Schweiz. Ihr warmer Mezzosopran entzückte alle Herzen. Sie war schön, stand auf dem Höhepunkt des Erfolgs und im Mittelpunkt der öffentlichen Bewunderung.

Als ich ihre Stimme im Radio hörte, vor langer, langer Zeit, lauschte ich hingerissen und staunend. Am liebsten hätte ich meine Hand nach ihr ausgestreckt, um sie zu berühren, um diese reizende, glamouröse Frau, diese grosse Künstlerin zu liebkosen.

Im November 1943 wurde ich ihr vorgestellt und sprach zum ersten Mal mit ihr. Das war in Budapests angesagtem Künstlerclub, wo sie im Allgemeinen den Ton angab, lachend und lebenslustig. Sie baute auf den Sieg der Briten und der Amerikaner, überzeugt, dass es Ungarn gelingen würde, der blutigen Sintflut zu entgehen, und dass die Demokratie, an die sie ebenfalls felsenfest glaubte, sich in nicht allzu ferner Zukunft durchsetzen würde. Ihre ernstesten Worte machten aber bald ausgelassenem, schallendem Gelächter Platz, denn sie liebte das Leben und genoss es über alles.

Sommer 1944. Vermutlich im Juni. Ich arbeitete in der «Ambulanz», einer kleinen Bretterbude. Gedrängt davor meine schattengleichen Mitgefangenen, die auf ihre «Behandlung» warteten. In der Luft hing der durchdringende Gestank von Körpern, die seit Langem nicht gewaschen worden waren, und eiternder

Wunden auf verfaulenden Gliedern. Sie alle flehen mich an, bitten um medizinische Versorgung. Es ist Mittag. Bald wird der Ruf zum Zählappell ertönen. Sie können nicht anders, als zu drängen und mich anzutreiben, denn bis dahin müssen alle Wunden irgendwie bedeckt, irgendwie unter einem Verband verschwunden sein. Lautes Wehklagen durchdringt die üble, pestgeschwängerte Atmosphäre. Die Verlausten kratzen sich blutig. In regelmässigen Abständen erscheint eine Frau mit einer Kopfverletzung, möglicherweise einem Schädelbruch; vielleicht war sie durstig und hatte trinken wollen, vielleicht hatte sie versucht, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, vielleicht war sie der Laune irgendeiner SS-Wache zum Opfer gefallen.

Es ist Mittag. Ich bin seit dem frühen Morgen auf den Beinen, in meinem zwei mal drei Meter grossen Sprechzimmer. Eine Bank an der Wand sorgt für eine gewisse Ordnung und Reihenfolge. Acht bis zehn Patientinnen sitzen dort, weitere zwanzig bis fünfundzwanzig drängen sich um mich herum.

Es gibt absolut keine Luft. Meine Lungen schmerzen bei jedem Atemzug, und ich leide furchtbar unter der Unmöglichkeit, die Situation zu bewältigen. Mir fehlt Verbandsmaterial, und das wenige, was ich habe, besteht bestenfalls aus Papier, durch das der faulige Ausfluss sickert. Ich habe nichts als einen spärlichen Vorrat an Vaseline und etwas Kaliumpermanganat. Das ist alles. Und viele, viele trügerische, hohle Worte des Trostes: «Das wird reichen; die Wunden werden alle heilen; nicht verzweifeln.» Und ich rede und rede von der Vergangenheit, denn die Gegenwart ist unerträglich und eine Zukunft nicht in Sicht – nur die Vergangenheit gibt die Kraft, das alles zu ertragen.

Jede Wunde schmerzt auch mich. Nach jedem Abszess, den ich geöffnet habe, muss ich qualvoll schlucken, um meine Übelkeit zu verbergen und meine ohnmächtige Not – die Ungeheuerlichkeit, eine Ärztin in dieser Nazihölle zu sein.

Dann sehe ich jemanden vor mir. Geschorenes, graues Haar, ein fahles Gesicht, den Körper umhüllt von einem grauen Fetzen, der um die Taille von einer Schnur zusammengehalten wird. An den Füßen einen braunen und einen schwarzen Stiefel.

«Erkennen Sie mich nicht, Frau Doktor?», singt eine samtene Stimme. Nein, das kann nicht sein! Wer ist diese armselige, diabolische Gestalt? Diese unvergessliche Stimme! Das kann nur... Ja, es ist Lily!

Ich bemühe mich um Geistesgegenwart. Diese Begegnung darf mich nicht so schmerzlich treffen, mir keine Tränen in die Augen treiben. Ich versuche zu lächeln.

«Wie wunderbar, Sie auch hier zu finden, Ihre Stimme, welche himmlische Musik, sogar hier», sage ich zu ihr. Ein Hauch von Farbe überzieht ihre bleichen Wangen. «Warten Sie. Warten Sie, bis ich meine Arbeit beendet habe.» Sie steht in der Ecke und wartet.

Es kommt mir noch jetzt so vor, als würde ich sie dort sehen, mit hoch erhobenem Kopf, an die Holzwand gelehnt, die Hände über ihrem zerstörten Körper gefaltet, ihre blauvioletten Augen, aus denen sie die morbide Szene betrachtet. Anstatt ihrer zauberhaften goldenen Haarpracht graue Stoppeln, die ihren schönen, intelligenten Kopf bedecken. Sie steht einfach da, in der Ecke, damenhaft, nahezu vergeistigt, freundlich – selbst hier war sie eine Lady geblieben.

Dann erzählt sie mir, dass die Gestapo sie abgeholt habe, da sie Jüdin sei, «anglophil» und demokratisch. Oh, oh! Welch

grosse Sünden! Sie ohrfeigten und schlugen sie. Sie wurde in das Durchgangslager Kistarcsa gebracht, dort in einen Viehwagon verladen und landete eines dunklen Nachts hier in der Hölle von Auschwitz. Drei Wochen war sie schon da und heute hatte sie von meiner Anwesenheit erfahren.

«Helfen Sie mir! Ich will leben, ich will um alles in der Welt leben! Ich vertraue so fest darauf, dass dieser Stacheldraht fallen wird, dass sich diese Tore öffnen werden, dass wir wieder frei sein werden. Ich glaube an das Leben, und ich will nichts als leben! Helfen Sie mir, helfen Sie mir!»

Ich streichelte ihre Hände, und wir versprachen uns auf der Stelle, in der dreckigen Ambulanz, dass wir einander nie im Stich lassen würden, dass wir leben wollten und leben würden. Ausser während des Zählappells war sie von diesem Moment an Tag für Tag in meinem Behandlungsraum, stand in der Ecke, den Kopf gegen die Wand gelehnt. Und ich sandte ihr mein schönstes Lächeln, sprach ihr mit den Augen Mut zu, überzeugte sie davon, dass sie nicht mehr allein war.

Sie wurde von Läusen befallen, und ich machte ihr eine Salbe. So gut es ging, verband ich ihre wunden Füsse. Als sie eine Blasenentzündung bekam, fertigte ich ein warmes Polster aus Papier für ihren Unterleib an. Jede Kleinigkeit wurde gewissenhaft behandelt, damit sie fühlte und wusste, wie wichtig ihr Leben war.

Vielleicht war es ja nicht einmal normal, wie sehr diese Frau am Leben hing. Als Medizinerin konnte ich jedoch nicht anders, als ihren unbezwingbaren Lebenstrieb zu bewundern – an einem Ort, wo der Himmel unentwegt von brennenden Menschenleibern erleuchtet wurde; wo das Leben so wenig Wert und Sicherheit besass. Hier, wo sich jeder nach dem Tod sehnte, hörte sie

nicht auf, sich verzweifelt nach dem Leben zu sehnen. Was machte es, dass sie von Läusen wimmelte, dass sie hungerte und fror? Sie stand aufrecht beim Zählappell und glaubte an das Leben.

In Auschwitz gab es keine Taschentücher, keine Handtücher, keine Zahnbürsten – nicht einmal ein Stück Papier. Das Fehlen dieser Dinge verursachte so viel Leid, so viel Unglück! (Selbst heute, wenn ich ein Taschentuch in die Hand nehme, streiche ich zärtlich darüber und hüte es, als habe sich ein tiefer Wunsch auf wundersame Weise erfüllt.)

Die Lagerexistenz lehrte uns eine Menge trickreicher Erfindungen. Unsere Nase lief hin und wieder, unser Mund, unsere Zähne waren jeden Morgen mit einem abscheulichen Schleim verklebt, und unsere unteren Körperpartien mussten täglich gereinigt werden. Wir hatten jedoch nichts, was wir zu diesen Zwecken benutzen konnten. Da alle, die leben wollten, erfinderisch sein mussten, herrschte im ganzen Lager ein seltsamer Brauch – sich winzige Stoffstückchen aus den Unterhemden zu reißen und sie zur Reinigung unserer Körper zu benutzen.

Auch Lily lernte, ihr Unterhemd so zu verwenden, erfuhr den Wert der kleinen, abgerissenen Fetzen. Gegen Ende des Sommers war nicht mehr viel von ihrem Hemd übrig, da sie nicht sparsam damit umgegangen war. Eines Tages sprach eine SS-Wache sie darauf an, zerrte ihr Kleid in die Höhe und sah, dass vom Hemd bis auf die Träger und einen schmalen Streifen nichts mehr vorhanden war.

«Du revolutionäre Sau! Du Diebin! Wo ist das Lagerhemd?» Peitschenhiebe und Stockschläge hagelten auf sie nieder! Als Lily zu unserem täglichen Treffen in der «Ambulanz» erschien,

war sie über und über mit Blut bedeckt. Da stand sie, wartete in ihrer Ecke, und gab so, an diesem Tag, in meinem stinkenden Behandlungsraum ihr erstes Konzert! Sie sang die Traviata, himmlisch, aussergewöhnlich, und ich lächelte ihr meine Ermutigung intensiver zu als je zuvor. Von diesem Tag an musste ich mich noch mehr um sie kümmern.

Als der Herbst kam, sollte das Lager teilweise «aufgelöst» werden. Unter dem Vorwand der «Selektion» beschleunigte unser SS-Kommandant den Massenmord. Lilys Leben verwandelte sich in das eines gejagten Tieres. Sie lief von einem Block zum nächsten. Eines Tages wurden Block 28-29 selektiert, und die Hälfte seiner Insassen endete im Krematorium. Lily versteckte sich also, und die russische Blockälteste, die Blockova, liess sie in Ruhe, weil sie so wunderschöne Arien sang. Aber gleich am folgenden Tag wurde derselbe Block noch einmal selektiert. Für Lily gab es keine Ruhe mehr – nirgends.

Sie zog von Block zu Block und sang ihre Arien, um Asyl zu erhalten, doch jeder Block hatte eine definierte und begrenzte Zahl von Insassen. Sie wollte verzweifelt leben, wollte den Augen von Mengele und seinen todbringenden Händen entgehen, aber der Kreis wurde enger und enger, es wurde immer unmöglicher, sich zu verstecken. Lily schrumpfte zu einem Schatten ihres einstigen Selbst, der so bezaubernden Frau. Was Hunger und Dreck nicht hatten zerstören können, die Panik machte es zunichte.

Ende September. Strömender Regen, Schlamm, Sumpf, alles verschlingender Nebel. Nur das Krematorium leuchtete mit höllischer Intensität. Alle mussten zum Zählappell antreten, zur üblichen «Selektion».

Wo sich verstecken, wohin laufen? Lily erwartet meine Hilfe, und ich bin selbst hilflos.

Ich verstecke sie in meiner «Ambulanz». Sie will doch leben, und sie weiss, dass Mengele sie, sobald er ihren zerstörten, mageren, kranken Körper sieht, in die Flammen werfen lässt. Es gibt keine Gnade! Sie versteckt sich. Doch die Zählung beim Appell stimmt nicht. Sie suchen nach der Fehlenden. Die Blockova, das russische Mädchen, entdeckt Lily in ihrem Versteck. Sie hat ebenfalls entsetzliche Angst, sie zahlt mit ihrem Leben für eine, die fehlt. Ihre bestialischen Instinkte werden wach. Sie packt Lily bei der Kehle, schlägt sie rechts und links ins Gesicht. Lily, die bis dahin immer eine Dame geblieben ist, vergeistigt und freundlich, selbst in der Hölle, kann sich nicht länger kontrollieren. Sie verliert jede Zurückhaltung und stösst der Blockova ihre langen, spitzen Fingernägel ins Gesicht, kratzt und beisst, schreit und brüllt: «Ich will leben, ich will leben!»

So schleifen sie sie vor die SS-Wachen. Sie scheren ihr frisch nachgewachsenes Haar, reissen ihr die Lumpen vom Leib, bis sie nackt vor allen anderen Gefangenen steht. Um uns eine Lektion zu erteilen, peitschen sie sie aus, dass ihr Blut bis zu uns spritzt und zerreißen ihr die Glieder. Sie schreit und brüllt wie ein wildes Tier, als man sie in den schwarzen Wagen stösst, auf dem Weg zum Feuergrab.

Sie wollte so sehr leben. Sechs Monate lang kämpfte sie um ihr Leben, disziplinierte sich bis zum Äussersten, ertrug alles, litt schweigend, ja sang selbst – um am Leben zu bleiben! Und jetzt wurde sie, auch sie, verbrannt! Ich höre sie noch immer, ihre bezaubernde, warme Stimme ...

## Der Tod einer Frau

Der Lehrer lebte mit seiner Familie am Rande der Stadt. Sein Haus war ein viereckiger, weisser Kasten, und die Fenster mit den weissen Vorhängen sahen weise und heiter aus, wie die Augen der Bewohner. Hinter dem Haus erstreckten sich wogende Korn- und Weizenfelder. Jenseits von ihnen lag der Fluss. In der Ferne konnte man wie eine samtene, grüne Wolke die eichenbewachsenen Hänge der Karpaten sehen und über den Bergen den kühlen, blauen Himmel.

Die Familie war glücklich in dieser Atmosphäre aus Schönheit und Frieden. Sie sehnte sich nicht nach dem Lärm und dem Licht der Hauptstrasse. Jeden Morgen verliessen der Lehrer und seine Frau, auch sie eine Lehrerin, gemeinsam das Haus, um ihren Glauben an Wissen, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und Schönheit mit den Kindern der Stadt zu teilen. Sie liebten ihre Schüler fast ebenso sehr wie ihre eigenen Kinder, die ihr Haus mit Fröhlichkeit und Verheissung füllten.

Früh in ihrem Leben erfuhren die Kinder der Lehrer die Bedeutung von Freiheit und Demokratie. Was die Eltern verdienten, reichte gerade so aus, um sie alle zu ernähren und zu kleiden. Der einzige Luxus, den sie kannten, war Kultur, der Luxus des Geistes.

Jeder mochte und respektierte den Lehrer und seine Frau. Ihre Tage und Jahre gingen friedvoll dahin, angefüllt mit Arbeit, mit Liebe für einander und für die Kinder, mit der Befriedigung, die an sie gestellten Aufgaben gut erfüllt zu haben. Als sie sich zur Ruhe setzten, nicht mehr unterrichteten, sondern von ihrer wohl-

verdienten Pension lebten, hatten ihre Söhne das Haus bereits verlassen, um in fremden Ländern Arbeit, Freiheit und Glück zu finden, da sich die Bedingungen in ihrem eigenen Land zusehends verschlechterten.

Nur die fünf Töchter blieben zu Hause und warteten darauf, dass Ehemänner sie aus der Untätigkeit erlösten, die ihnen von einem Land auferlegt wurde, das nicht einmal seine männliche Bevölkerung beschäftigen konnte. Ibi, die Kurzform von Ibolya, war die Älteste, ein hochgewachsenes, wohlgestaltetes, hübsches Mädchen. Das Schönste an ihr war ihr langes, glänzendes, schwarzes Haar, das sie in einer Krone aus Zöpfen um ihren Kopf trug.

In ihrer verzweifelten Suche nach einem Ehemann hatte Ibi es sich zur Gewohnheit gemacht, täglich die Kontaktanzeigen in der Zeitung zu durchstöbern. Eines Tages stiess sie auf eine, die sie aufhorchen liess. «Ich will eine intelligente Brünette zur Frau, die ihr Haar in Zöpfen um den Kopf trägt», hiess es dort, und Ibi setzte sich hin und schrieb einen Brief. Es dauerte nicht lange, bis sie eine Antwort erhielt, und ein paar Monate später war sie verheiratet.

Die Anziehungskraft der Zöpfe war jedoch in kürzester Zeit verflogen. Zwei Jahre nach ihrer Hochzeit kehrte Ibi mit ihrem kleinen Sohn ins Elternhaus zurück. Um sich und ihr Kind durchzubringen, eröffnete sie in der Stadt eine Schneiderei, die bald zum besten und gefragtesten «Salon» der Gegend wurde. All ihre Freizeit verbrachte sie mit ihrem Jungen, den sie mit der ganzen konzentrierten Emotion einer frustrierten Frau anbetete. Alles wäre in Ordnung gewesen, wenn ihr geschiedener Mann das Kind nicht immer wieder gestohlen hätte, während Ibi arbeitete. Mehrmals im Jahr musste sie ihren Salon alleinlassen, sich in den Zug setzen und dem Mann hinterherfahren, um das Kind zurückzuholen.

So ging es jahrelang, bis Ibi sich eines Tages hinter dem Stacheldraht von Auschwitz wiederfand. Ihre ganze Familie war verbrannt worden, bis auf das Kind, über dessen Schicksal man ihr nichts gesagt hatte. Ihre Zöpfe waren abgeschnitten, ihr gutgeformter, runder Kopf geschoren und bedeckt von dichten, graumelierten Stoppeln. Ihr physischer Zustand verschlechterte sich schnell, nur ihre Seele, ihr Lebenswille waren ungebrochen. Sie weigerte sich zu glauben, dass aus den Körpern unserer Lieben Seife und Düngemittel für die Deutschen gemacht wurde. Sie wusste, dass die Akzeptanz dieser entsetzlichen Wahrheit sie ihrer inneren Stärke berauben würde, und sie wollte leben – für ihren Sohn ...

Ibi stand die beiden täglichen Appelle ohne Klage durch. Sie ass die grauenhafte Steckrübensuppe, die sie vor dem Verhungern bewahrte. Mit unendlicher Geduld tötete sie die Läuse, die ihren Körper bedeckten, kämpfte mit manischer, unermüdlicher Ausdauer gegen Krankheit, Schwäche, Entmutigung und Hoffnungslosigkeit und eine Weile sogar erfolgreich gegen den Tod.

Während der ersten «Selektion» nach ihrer Ankunft, wurde Ibi vom SS-Arzt ausgesondert, um in den Flammen des Krematoriums zu sterben. Vielleicht war es ihre hochgewachsene Gestalt, die seine Aufmerksamkeit erregt hatte, vielleicht die glühende Intelligenz und die Entschlossenheit zu leben, die aus ihren eingesunkenen, schönen, dunklen Augen schien. Sie wurde hinten auf den Lastwagen gestossen, ihr nackter Körper eingepfercht zwischen Hunderten anderer nackter Körper, deren Schreie, deren Flehen um Hilfe, um Erbarmen die Luft derart füllte, bis jeder unserer Atemzüge, unsere Kehlen, unsere Lungen davon durchdrungen waren.

Aber Ibi war noch nicht geschlagen. Das Entsetzen, das ihren Verstand einen Moment lang paralyisiert hatte, machte einer fieberhaften Suche nach einem rettenden Einfall Platz. Die Peitschenschläge der SS-Wachen gingen wie Hagel auf sie nieder, um die verzweifelten Schreie der Opfer zum Schweigen zu bringen, und der Lastwagen rollte aus dem Lager auf das Krematorium zu, in dem diesen jungen, schuldlosen Menschenleben ein Ende bereitet werden sollte. Eine tiefe Stille legte sich über das Lager, und die Angst vor dem morgigen Tag trat anstelle des Schmerzes, den wir für diejenigen empfanden, deren Stunde am heutigen gekommen war.

Ich wollte mich gerade auf meine schmutzige Pritsche in der Krankenbaracke legen, als aus der Dunkelheit plötzlich Ibi vor mir auftauchte. «Ich bin vom Lastwagen gesprungen ...», berichtete sie. «Sie haben mich eingefangen, aber mein Mut muss sie beeindruckt haben, oder die Art, wie ich gesprungen bin, ich weiss es nicht. Sie haben mich jedenfalls nicht zurückgeschickt. Sie haben mich gehen lassen. Bitte, lass mich ein paar Tage hier bleiben.»

Sie blieb im Krankenbau, um sich von der «Selektion» und ihrem verzweifelten Sprung zu erholen, bis Dr. Mengele beschloss, das Revier zum Schauplatz einer neuerlichen Selektion zu machen. Er ging durch die Reihen der Verschläge, erkundigte sich nach jeder einzelnen Diagnose, rief dann seine Leute und befahl ihnen, die Patientinnen auszuziehen. Nachdem man sie geschlagen, getreten und ihnen das bisschen Leben beinahe ausgepeitscht hatte, wurden sie alle auf einen Lastwagen geladen und zum Verbrennen geschickt. Unter den Patientinnen war auch Ibi. Doch wieder sprang sie vom Wagen und kam nachts in den Krankenbau zurück.

In den nächsten sechs Monaten wurde Ibi sechs Mal zum Sterben geschickt. Jedes Mal gelang es ihr, vor den Toren, die in die Flammen führten, kehrtzumachen, da sie leben wollte ... da sie ihren Sohn finden wollte ... Bei der letzten Flucht brach sie sich ein Bein. Ich behielt sie vier Wochen lang im Revier, bis es geheilt war.

Tag für Tag sass ich an ihrer Pritsche, sprach mit ihr, futterte sie mit Träumen von Vergangenheit und Zukunft. Das baute die Widerstandskraft ihres Geistes auf und half ihr, sich trotz ihres furchtbar geschwächten Zustands zu erholen.

Es gefiel ihr, immer wieder die Geschichte ihrer sechs Fluchten zu erzählen, und sie lachte über ihr neu erworbenes Geschick, auf das jeder Zirkusartist stolz gewesen wäre. Nachdem sie sechs Todesurteile überlebt hatte, glaubte sie fest daran, dass sie in Sicherheit war, dass sie ihren Sohn wiedersehen würde.

Im Herbst war ihr Bein geheilt. Ein kalter, nasser Herbst: Der Regen schlug erbarmungslos auf die zerlumpten Skelette, die während der langen Stunden des Zählappells strammstanden. Die Liquidation des Lagers hatte begonnen und die Geschwindigkeit der Selektionen nahm zu.

Bei einem der Appelle fielen Dr. Mengeles Augen auf Ibis mit Silberstoppeln bedeckten Kopf. «Du bist immer noch hier?», fragte er sie bissig. Ibis bleiches Gesicht wurde noch bleicher, doch sie gab keine Antwort. Ihr wurden die Lumpen vom Leib gerissen, und dann stand sie zitternd in der langen Schlange nackter Frauen, flankiert von zwei Reihen bis an die Zähne bewaffneter SS-Wachen. Der kalte Regen durchnässte die ausgemergelten Körper, ihre knöchigen Füße versanken im weichen, dicken Schlamm, und immer noch kam kein Marschbefehl.

Stunden vergingen, lange Stunden, die denen, die wussten, was sie erwartete, wie Jahre der Folter erschienen. Wann immer eine von ihnen schrie oder zusammenbrach, sprangen die Wachen auf sie zu, schlugen und traten sie, bis sie still wurde oder wieder auf die Beine kam ...

Dann stiess Dr. Mengele einen Befehl aus, und die Kolonne setzte sich in Bewegung. Die nackten, hilflosen Frauen hatten jeden Kampfesmut verloren. Sie gehorchten automatisch, gingen stumm auf die endgültige Erlösung zu – den Tod ...

Und wieder, zum letzten Mal, behauptete sich Ibis unbändiger Wille zu leben. Sie sprang aus der Reihe und begann trotz der bewaffneten Wachen, trotz der Hoffnungslosigkeit ihrer Lage, zu rennen. Sie muss gewusst haben, dass es keinen Ort mehr gab, sich zu verstecken, keine Möglichkeit, zu entkommen, doch der Gedanke an ihren Sohn, an das Leben, war stärker als die Vernunft.

Dr. Mengele verliess seinen Platz an der Spitze der Kolonne und holte sie mit ein paar grosszügigen Schritten ein. Er packte sie im Nacken und schlug ihren Kopf zu einer blutigen Masse. Er prügelte auf sie ein, boxte sie, schlug zu, immer auf den Kopf, nur ihren Kopf – während er sie aus vollem Hals anbrüllte. «Du willst fliehen, ja ... Diesmal entkommst du nicht ... Das ist kein Lastwagen, hier springst du nicht ab ... Du wirst verbrennen wie die anderen ... Du wirst krepieren, dreckige Jüdin ...» Und er schlug immer weiter auf ihren armen, ungeschützten Kopf.

Ich sah, wie ihre beiden schönen, intelligenten Augen unter einer Schicht aus Blut verschwanden ... Sie hatte keine Ohren mehr, vielleicht hatte er sie abgerissen ... Und ihre betont gerade Nase war ein paar Sekunden später nichts als eine flache, zersplitterte, blutige Masse.

Ich schloss die Augen, unfähig, es noch länger zu ertragen, und als ich sie wieder öffnete, hatte Dr. Mengele aufgehört, sie zu schlagen. Anstelle eines menschlichen Kopfs trug Ibis hochgewachsener, magerer Körper auf seinen knöchigen Schultern ein rundes, blutrotes, unkenntliches Etwas, zu entsetzlich, um es anzusehen. Als er sie in die Schlange zurückstiess und ihre langen, ausgezehrten Beine den Marschrhythmus aufnahmen, verwandelte sich der blutende Kopf vor mir in einen Globus, und es schien mir, als trüge Ibis geopferter Körper unsere ganze kriegsgeschundene, fluchbeladene Erde in die Flammen ... Und wieder sah ich das kleine, quadratische, weisse Haus inmitten der Weizenfelder, das Haus des Lehrers, das dort stand als Symbol von Freiheit, brüderlicher Liebe und dem Bemühen um eine bessere, eine menschlichere Welt ...

Eine halbe Stunde später kehrte Dr. Mengele zum Krankenrevier zurück. Er zog ein Stück parfümierter Seife aus der Tasche, pfiß fröhlich vor sich hin, und mit einem Lächeln tiefster Zufriedenheit begann er, sich die Hände zu waschen ...

## Ein Beutel voll Diamanten

Der August 1944 überfiel das Gebiet von Auschwitz mit einer nie zuvor erlebten Hitzewelle. Die grausame schlesische Sonne war nur eine der Hitzequellen, die mit einer scheinbar von den Nazis gelernten Unbarmherzigkeit tiefe Wunden in unsere schutzlosen Körper brannte. Es gab eine weitere Hitzequelle irgendwo jenseits der Tore, die eine Welle der Unruhe durch das ganze Lager schickte. Die Krematorien brannten mit neuem Grimm, und der Tanz der Flammen liess Aufregung erkennen, Unmut mit dem, was draussen geschah.

Von morgens bis abends hiess es «Blocksperr», ein Befehl, der nichts anderes bedeutete als Ausgangsverbot. Die Strassen des Lagers waren leer, die Tore der Blöcke versperrt, und wir verbrachten unsere Tage und Nächte in der stinkenden Dunkelheit der Baracken. Ein Gefängnis im Gefängnis.

Wir wussten nur zu gut, was diese «Blocksperr» bedeutete. Die dünnen Wände konnten das Pfeifen der Züge nicht fernhalten – und Züge hiessen neue Viehwaggons voller Menschen, neuer Brennstoff für die nimmermüden Krematorien. Dennoch gab es etwas Rätselhaftes, etwas Neues und Unerwartetes bei dieser Fülle von Opfern. Wir ungarischen Juden, die viele endlose Monate in diesem Vorraum des Todes zugebracht hatten, konnten es nicht ganz verstehen. Wir waren davon ausgegangen, dass die ungarischen Juden in Europa die letzten gewesen waren, die man zur Vernichtung zusammengetrieben hatte.

Einige Ärzte, darunter auch ich, waren von der Ausgangssperre ausgenommen. In der klaren Morgenluft konnten wir täg-

lich die Kolonnen sehen, die von den Zügen zu den Toren marschierten, gutgekleidete Damen, adrette kleine Jungen und Mädchen, jeder einzelne mit seinem kleinen Bündel, das Gott weiss was für Schätze enthielt. Sie marschierten schweigend voran und wussten nicht, was sie erwartete.

Dann entdeckte ich in den farbenfrohen Kolonnen eine Gruppe von Nonnen. Ihre gestärkten Hauben waren noch erstaunlich weiss. Schläge und das vulgäre Gelächter von SS-Männern begleiteten ihren Weg, doch sie schienen es nicht zu bemerken. Hinter ihnen erblickte ich Männer in einer Art Uniform, vielleicht Eisenbahner; hinter diesen Priester und dann wieder elegante Damen mit seltsamen grossen Hüten. Tag für Tag marschierten sie die Strasse entlang, als wenn die Nazis beschlossen hätten, Europa bis auf den letzten Mann, die letzte Frau, das letzte Kind auszulöschen.

Eines Tages ging eine Gruppe gutgekleideter, weissbärtiger Herren vorüber, in Hüten, Handschuhen und massgefertigten Überziehern. Sie hatten feine karierte Decken und kleine Handkoffer dabei, wie Diplomaten auf dem Weg zu einer wichtigen Konferenz ...

Ich stand da, nicht weit von den Gaskammern, betrachtete sie, litt um sie, weinte schon um sie. Ich sah ihre besorgten Gesichter, die Fragen in ihren Augen, doch die Antwort, selbst wenn ich in der Lage gewesen wäre, sie ihnen mitzuteilen, würde ihre Verzweiflung nur vergrössert haben. Einer der alten Herren glich aufs Haar meinem Vater! Oder war das nur eine fiebrige Halluzination?

Ich hörte, es seien holländische Juden, reiche Leute, denen es dank ihres Geldes und ihrer Beziehungen bis jetzt gelungen war, sich zu verstecken. Doch nichts konnte sie vor dem Wahn der Nazis retten, auch noch die letzten europäischen Juden zu ver-

nichten. Sie würden alle verbrannt werden, so schnell, dass ihnen keine Zeit bliebe, ihr Schicksal zu reflektieren. Nur sehr wenige überlebten die Selektion, anschliessend in Lumpen gehüllt, wie der Rest von uns.<sup>26</sup>

Ein paar Tage später sprach ich mit einem der Neuankömmlinge. Er arbeitete auf dem Abfallhaufen neben dem Krematorium. In dieser kurzen Zeit war aus dem eleganten, gepflegten Mann, der den Anschein eines Diplomaten gemacht hatte, ein schmutziges, verlaustes und gebrochenes menschliches Wrack geworden. Er war Holländer und sprach deutsch.

Ich sah ihn auf einen der Vorarbeiter zugehen und ihm atemlos, angstvoll, eilig etwas zuflüstern. Der Vorarbeiter schaute ihn erwartungsvoll an, und der neue Gefangene griff unter seine Lumpen und zog ein kleines Ledersäckchen hervor, so eines, das normalerweise Tabak enthält. Er öffnete es mit zitternden Händen und schüttete den Inhalt in seine Handfläche. Wie eine Million winziger Sonnen glitzerten die Diamanten in seiner schmutzigen Hand mit den abgebrochenen Fingernägeln. Der Vorarbeiter nickte mit einem breiten Grinsen und hielt ihm drei elende, rohe Kartoffeln hin, die ihm der Alte, vor Ungeduld zitternd, sofort entriss und in die er gleich hineinbiss. Er kaute, schluckte, als gebe ihm jeder Bissen ein neues bisschen Leben. Das Säckchen mit den Diamanten ruhte bereits in der Hosentasche des Vorarbeiters. Er hielt die Hand darauf, strich fast zärtlich über die Steine.

26 Im August 1944 kamen Judentransporte aus Berlin, Triest, Rhodos, Drancy sowie vor allem aus dem Ghetto Litzmannstadt in Birkenau an. Am 5. September 1944 erreichte ein Transport von 1'000 Häftlingen aus Westerbork in den Niederlanden, in dem sich auch Anne Frank und ihre Familie befand, Birkenau.

Hier, in dieser Tauschbörse der Hölle, war ein Beutel voll Diamanten drei rohe Kartoffeln wert. Das war real. Drei Kartoffeln hatten einen positiven Wert, sie verlängerten das Leben, gaben Kraft zur Arbeit, zum Aushalten der Schläge, und Kraft hiess Leben, wenn auch nur für kurze Zeit. Ein Beutel voll Diamanten war zu nichts gut. Vielleicht würden sie für eine Weile, eine kurze Weile, die Augen eines ruchlosen Mörders erfreuen, doch am Tag der Abrechnung würden sie sein Leben nicht retten ...

## Der Lebensrettende Embryo

Die SS-Küche war einer der geschäftigsten Orte im Lager. Dort wurde zwölf Stunden am Tag gekocht und gebacken. Man servierte Mahlzeit um Mahlzeit, und die SS-Männer und -Frauen wurden fett vom reichhaltigen Essen aus den Bündeln der neu eingetroffenen Opfer des Krematoriums.

Nur Irma Grese beschränkte sich beim Essen, um ihren schönen Körper schlank und attraktiv für ihre künftige Karriere als Filmstar zu halten. Sie hatte eine sadistische Freude daran, meinen Verdauungsapparat mit all seinen Drüsen zum Arbeiten zu bringen, indem sie mir von den Mahlzeiten erzählte, die sie an diesem Tag bereits geniessen durften und die noch auf sie warteten. «Wir hatten heute Morgen richtigen Bohnenkaffee mit Sahne und Zucker», berichtete sie mir, «und dazu probierten wir dänischen Rosinenkuchen. Der Koch sagte mir, zum Mittagessen gäbe es Schweinebraten, mit gebräunten Kartoffeln und grünem Gemüse.» Während sie sprach, wichen ihre Augen nicht von meinem Gesicht. Ein zufriedener Glanz breitete sich in ihnen aus, wenn sie die Wirkung ihrer Beschreibung bemerkte.

Ein paar alte, «verdienstvolle», arische Gefangene arbeiteten unter Aufsicht einer SS-Frau als Köche in der SS-Küche. Die Küche war das Heiligtum des Lagers, ein himmlischer Ort für die dort tätigen Gefangenen und mythisch für alle, die von ihrer Existenz wussten.

Es war Herbst – kalt, nass und hoffnungslos. Wir erinnerten uns dunkel daran, dass es jenseits des Stacheldrahts eine lebendige Welt gab, eine Welt, in der Menschen assen und tranken

und schliefen. Haben sie uns vergessen? Haben sie diesen ungeheuren Friedhof vergessen, wo nur Zeit die Lebenden von den Toten trennt?

Es war Nacht, und ich lag auf den klammen Brettern meiner Pritsche im kleinen «Operationsraum» unseres Reviers und träumte von der Vergangenheit, als plötzlich jemand in mein Ohr flüsterte: «Steh auf und komm mit, eine der Küchenaufseherinnen will dich sprechen. Du musst sie untersuchen. Ja, ich weiss, das verstösst gegen die Regeln, aber Befehl ist Befehl. Komm, ich bringe dich hin ...»

In völliger Dunkelheit stolperten wir durch den tiefen Schlamm, der den Erdboden bedeckte. Auf einmal zogen wunderbare Düfte durch die Luft. Essen, vor einem Augenblick nichts als ein Traum, wurde zur Wirklichkeit. Vor Heisshunger füllten sich meine Augen mit Tränen und mein normalerweise ausgetrockneter Mund war voller Speichel.

Wir betraten die hell erleuchtete Küche. Glänzende, gut geschrubhte Töpfe und Pfannen standen auf den Gestellen längs der Wände. Es gab Regale voll mit feinem Porzellan, mit Tellern, Untertellern, Tassen und Schüsseln in verschiedenen Grössen. Tief atmete ich den reichhaltigen Essensgeruch ein, der noch Stunden, nachdem die letzte Mahlzeit serviert worden war, im Raum hing. Meine Augen flossen über beim Anblick der Sauberkeit und Fülle, die mich an meine eigene Vergangenheit erinnerte. Was hätte ich darum gegeben, eine dieser Tassen, einen dieser silbernen Löffel zu besitzen! Selbst die verfaulte Steckrübensuppe, die wir Tag für Tag erhielten, würde besser schmecken, könnten wir sie mit einem Silberlöffel von einem Teller essen. Doch Träumen hatte keinen Sinn. Diese Dinge hier waren nicht für uns, sondern für unsere Herren, die Nazis. Meine Be-

gleiterin stiess mich sacht an, und wir gingen quer durch die Küche in einen dahinter liegenden Raum.

Es handelte sich um ein hübsches, in weiss und blassblau gehaltenes Mädchenzimmer. Vor den Fenstern hingen Rüschengardinen, über dem Bett lag eine schwere, hellblaue Seidendecke. Es gab zwei bequeme Sessel und einen Schreibtisch. Und in der Mitte des Zimmers stand die SS-Frau, die nach mir geschickt hatte, in einem makellos weissen Kittel und hohen, schwarzen Lacklederstiefeln.

Ein kurzer, spröder Befehl: «Untersuche mich. Ich glaube, ich bin schwanger ...»

Ich untersuchte sie und richtete mich dann auf. «Ich erlaube mir zu berichten, dass keine Schwangerschaft vorliegt.» Als Beweis hielt ich meine Hand hoch, von der Blut tropfte. Einen Moment lang erweichte sich ihre Miene. Einen Moment lang war sie eine Frau, erleichtert, dass ihre Furcht grundlos gewesen war. «Du kannst gehen», sagte sie. «Morgen früh bekommst du einen Eimer Kartoffeln von mir. Aber wehe, wenn du dich verplapperst ...»

Als wir hinausgingen, mussten wir erneut durch die Küche, und ich konnte meinen Wunsch kaum unterdrücken, mit zärtlicher Hand über Pfannen, Porzellan, Gläser und Silber zu streichen. Dann lag ich wieder auf meiner Pritsche, um den Rest der Nacht von Kartoffeln zu träumen.

Vor Morgengrauen fasste jemand meine Schulter. Es war dieselbe Gefangene, die mich zur Küchenaufseherin gebracht hatte. In der Hand hielt sie einen mit Lumpen bedeckten Eimer mit etwa zwei Pfund Kartoffeln. Ich traute meinen Augen kaum ... Die SS-Frau hatte ihr Wort gehalten. Kartoffeln – richtige Kartoffeln ... Ich nahm sie in die Hand, eine nach der anderen, hielt sie unter meine Nase, um ihren Duft zu atmen, presste sie an

meine Lippen, um ihre Konsistenz zu spüren ... Sie waren real. Kein Hirngespinnst meiner aufgewühlten Fantasie.

Einen Augenblick später hatte ich bereits das gesamte medizinische Personal aufgeweckt, die vier Ärztinnen und die vier Schwestern. Während ich von einem Fuss auf den anderen trat, erzählte ich ihnen von meinem Schatz und wie ich ihn verdient hatte. Wir würden am Abend ein richtiges Festmahl geniessen! Wir würden etwas Wasser besorgen und die Kartoffeln auf dem kleinen eisernen Ofen des Krankenreviers kochen ... Jede hatte eine andere Idee, um sie zuzubereiten. Eine wollte aus ihnen Paprika-Kartoffeln machen, ein Lieblingsgericht vieler Ungarn ... Die andere wollte sie in Fett braten ... Die dritte träumte davon, sie in der Schale zu garen ... Es dauerte geraume Zeit, bis wir uns soweit beruhigt hatten, um einen realistischen Plan zu schmieden. Wir würden sie mit unseren Operationsmessern schälen und in Wasser kochen ...

Niemals waren mir die Stunden zwischen dem Morgengrauen und dem Abend so lang erschienen wie an diesem Tag. Schon stand eine lange Reihe Leidender vor dem Krankenbau und wartete auf Behandlung, darauf, verbunden zu werden, auf Hilfe. Wir versteckten den Eimer unter den Lumpen und gingen an die Arbeit.

Ich werde diesen Tag nie vergessen. Mir war befohlen worden, eine Zweimonatsschwangerschaft zu unterbrechen und den Embryo in Formalin zu konservieren. Es war eine schwierige Operation, ohne Instrumente, ohne Narkosemittel, doch das Schicksal meinte es gut mit mir, und es gelang mir, den acht Wochen alten Fötus unbeschädigt auszuschaben. Ein schönes Exemplar. Ich legte ihn rasch in das Gefäss mit Formalin, das ich später zu Dr. Mengele bringen wollte. Die Mutter, glücklich,

dass sie es überstanden hatte, ging an die Arbeit zurück. Ihr Leben war gerettet – zumindest für die nächste Zeit ...

Meine Kolleginnen und ich wechselten in der Hektik der Arbeit kaum ein Wort, aber wenn es dazu kam, drehte sich alles ausschliesslich um die Kartoffeln. Wir mussten jedoch das Wort an die Patientinnen richten. Freundliche Worte waren nahezu das einzige Heilmittel, das wir diesen Unglücklichen anzubieten hatten. Etliche gebrochene Knochen mussten gerichtet, Hundebisse gesäubert, Peitschenstriemen desinfiziert und Hautleiden mit unserem kleinen Vorrat an Salbe behandelt werden. Auch wenn wir nichts als ein paar Papierbandagen und gute Worte zu geben hatten, kamen sie gern zu uns. Das Revier war der einzige Ort, an dem sie frei sprechen konnten, sich an die Vergangenheit erinnerten und Pläne für die Zukunft machten. Hier gab es die Illusion von Sicherheit, selbst wenn wir alle wussten, dass jede Minute eine Katastrophe über uns hereinbrechen konnte.

Jeden Nachmittag stattete Dr. Mengele dem Revier einen kurzen Besuch ab. Mehr als alles andere fürchteten wir diese Besuche, denn immer fand er einen Grund, seine sadistische Wut an uns auszulassen. Wir wussten nie, ob wir anschliessend die Erlaubnis erhielten, weiterzuleben.

Einmal wurden wir misshandelt, weil zu viele Kranke im Revier waren, einmal, weil es zu wenige gab. Einmal schlug er uns, weil wir zu schmutzig waren, ein andermal versprach er, uns verbrennen zu lassen, weil wir zu ordentlich aussahen. Er konnte mit uns tun und lassen, was er wollte – konnte uns schlagen, auspeitschen, uns mit seinen schweren Stiefeln treten oder uns einfach ins Krematorium verfrachten.

An jenem Tag wurde es spät. Der Nachmittag war vergangen, wir hatten den zweiten Zählappell überstanden, das Abendessen

war verteilt worden, die Sterne gingen auf, und er zeigte sich immer noch nicht. Noch nie zuvor war er so spät gewesen, überlegten wir, wahrscheinlich würde er gar nicht mehr kommen. Wir atmeten freier und begannen mit den Vorbereitungen für unser üppiges Abendessen. Die eine verliess das Revier, um ein wenig Wasser zu erbeuten, die andere, um Holzstückchen für unseren Ofen zu besorgen, eine dritte machte sich auf den Weg zum anderen Ende des Lagers, um bei einer Polin, die in der Küche arbeitete, ein paar Streichhölzer zu erbitten. Ich blieb da, um unsere Messer zu schärfen. Es dauerte nicht allzu lange, da hatten wir alles, was wir brauchten – Wasser, Holz, Streichhölzer, Messer ... Alle neun setzten wir uns auf den schmierigen Fussboden, um unsere himmlischen Kartoffeln zu schälen.

Tiefe Stille herrschte in unserer Baracke, ausser einem hin und wieder leise gemurmelten Wort und dem freundlichen Schaben der Messer auf dem saftigen Kartoffelfleisch war nichts zu hören.

Unvermittelt hielt ein Auto vor dem Eingang, die Tür schlug auf, und ehe wir Zeit hatten, in Deckung zu gehen, zeigte sich Dr. Mengeles bedrohliche, schwarzgekleidete Gestalt auf der Schwelle. Sein Mund mit den scharfen Wolfszähnen stand vor Erstaunen offen, als er entdeckte, was wir da taten. Wir waren vor Angst wie gelähmt, nicht anders als die zweihundertachtzig Patientinnen in unserem Rücken ...

Die Stille dauerte nur einen kurzen Augenblick, und als der Sturm losbrach, war er entsetzlicher denn je. Mengele rannte umher wie ein wildgewordenes Tier und zertrümmerte alles, was ihm in den Weg kam. Er stiess gegen den Ofen, zertrat unsere Kartoffeln, warf den Operationstisch um, schrie und brüllte un-

entwegt. «Ja ... so habe ich mir ein jüdisches Krankenhaus vorgestellt. Ihr dreckigen Huren ... Ihr Judensäue ...»

Das war das Ende. Meine armen Kartoffeln, die ich meinen Freundinnen mit solcher Freude gezeigt hatte, würden den Tod über uns und unsere 280 Patientinnen bringen ... Ich war sicher, dass wir alle zum Tode verurteilt wären ...

Plötzlich kam mir eine verzweifelte Idee. Ich stand vom Fussboden auf, lief zum Regal, zog das Gefäss mit dem Fötus hervor und ging damit auf Dr. Mengele zu. «Herr Hauptsturmführer könnte an diesem Exemplar hier interessiert sein ...», stammelte ich. «Es gelingt ganz selten, es als Ganzes auszuschaben ...»

Er hörte auf zu toben und riss mir das Gefäss aus der Hand. Über sein Gesicht, gerade eben noch das eines rasenden Wahnsinnigen, breitete sich ein grausames, zufriedenes Lächeln.

«Gut ... schön ... Bring das morgen zu Krematorium II. Wir schicken das nach Berlin ...» Und als hätte er vergessen, was vorher geschehen war, drehte er sich um und verliess das Revier.

Wir beruhigten unsere hysterischen Patientinnen so gut wir konnten, und ohne einen weiteren Blick auf die zerquetschten Kartoffeln, die fast zu unserem Tod geführt hätten, warfen wir uns auf unsere Pritschen, um von einer Welt zu träumen, in der Kartoffeln nichts anderes als ein harmloses Gemüse waren und für jeden geniessbar ...

## Die Geschichte von Jeanette

Jeanette lebte in Block 20 des Konzentrationslagers Auschwitz.<sup>27</sup> Diese Baracke, die wie ein Stall aussah, war der sogenannte «Entbindungsblock», wo polnische, ukrainische, griechische und jugoslawische Gefangene ihre Kinder zur Welt brachten. Auch einigen wenigen jüdischen Frauen, die wie durch ein Wunder zu jenem Zeitpunkt noch am Leben waren, wurde auf Anordnung des Nazi-Chefarztes das Privileg zuteil, dort zu entbinden.<sup>28</sup>

Jeanette war Französin und aus Paris, allerdings recht hässlich. Die von koketter und harmonischer Schönheit durchdrungene Stadt hatte sie mit nichts dergleichen bedacht. Ihre Züge waren hart und männlich, und ihr streitsüchtiges Wesen verschärfte sich durch eine raue, kratzende Stimme. Sie schien zu vergessen, dass sie Tag und Nacht von brennenden Öfen umgeben war, in denen der Tod wütete, und sie war sich des grotesken Spiels, das in Block 20 von dem perversen Nazi-Arzt betrieben wurde, nicht bewusst. Sie betrachtete ihre Schwangerschaft als etwas sehr Wichtiges und verhielt sich, als warte sie darauf, in irgendeiner eleganten Privatklinik in Paris zu entbinden. Jeden Tag stellte sie neue Ansprüche, wurde sie unzufriedener; Versprechen konnten sie kaum trösten. Niemand mochte sie, niemand verstand ihre Sprache, und je mehr sie sich bemühte, die

<sup>27</sup> Es handelte sich um das Frauenlager in Birkenau (B I a), das ab Mitte 1943 fast vollständig als Krankenrevier genutzt wurde.

<sup>28</sup> Im Herbst 1944 begann Mengele eine Versuchsreihe an jüdischen Müttern und Neugeborenen, siehe Einführung, S. 22.

Mitgefangenen durch ihre eigene ausserordentliche Bedeutung zu beeindrucken, desto mehr wurde sie von ihnen abgelehnt.

Bald jedoch war es nötig, Jeanette all die Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, nach der sie verlangte – ihre Wehen hatten eingesetzt. Sie war nicht mehr jung. Ihr unverhältnismässig gewölbter Leib und die Intensität der Wehen schienen nicht normal. In Auschwitz musste eine Entbindung geräuschlos vor sich gehen. Hier zählte keine Art von Leiden, kein körperlicher Zustand. Doch Jeanettes Schreie erfüllten das Lager: «Mon Dieu! Mon Dieu!», ungeachtet der unpassenden Umgebung.

Es war eine besondere Geburt – sie brachte Zwillinge zur Welt. Das musste dem Nazi-Chefarzt gemeldet werden. Dr. Mengele war sofort zur Stelle, in der Kammer, die ironisch «Entbindungsraum» hiess. «Zwillinge! Zwillinge!», rief er, und dieses magische Wort mit all seinen Bedeutungen erzeugte eine hektische, wahnsinnige Aufregung. Er schritt in der engen Zelle auf und ab und murmelte immer wieder: «Endlich. Die ersten Zwillinge werden hier geboren!» Und dieser Sadist, dem jedes Gefühl abzugehen schien, verlor jetzt vollständig die Selbstkontrolle.

Dr. Mengele war nicht nur der Chef des Krematoriums, sondern auch dessen Wissenschaftler. Sein Hobby waren Zwillinge. Fähige Ärzte stellten auf seine Anordnung und unter seiner Kontrolle Forschungen an, um dieses Geheimnis der Natur zu ergründen: Zwillinge. Sein Ehrgeiz lag darin, das Herrenvolk zu multiplizieren und den Deutschen durch Zwillinge das grösstmögliche Menschenpotential zu geben. Er stellte die abscheulichsten Experimente bei erwachsenen Zwillingen an, und jetzt besass er die Quelle des Geheimnisses – neugeborene Zwillinge. Er verhielt sich wie ein Wissenschaftler, der nach langer ange-

strengter und erschöpfender Forschung endlich ans Ziel gelangt ist und die bislang verborgene Lösung des Problems entdeckt hat.

Die hässliche Jeanette wurde wirklich wichtig in Block 20, und Dr. Mengele schien höflich und dankbar gegenüber der Mutter der Zwillinge. Er stellte den beiden ein Körbchen bereit; sie erhielten Babyhemdchen und sogar eine Decke, die ihre zarten Körper wärmte. (In Auschwitz wurden die Neugeborenen normalerweise in schmutzige Fetzen gewickelt.) Jeanette lag allein auf ihrer Bahre, die sogar mit einem weissen Laken bedeckt war, und rühmte sich ihrer Leistung.

Doch am nächsten Tag erschienen zwei teuflisch aussehende SS-Männer im Block. «Die Zwillinge, wo sind die Zwillinge?», brüllten sie und brachten sie fort.

Jeanette kämpfte wie eine Löwin, redete wirr und weinte um ihre Kinder. Wir versuchten, sie zu trösten, sagten, die Zwillinge würden sicher nur untersucht, gewiss würde man sie zurückbringen. Der ganze Mutterschaftsblock wartete angstvoll auf die Rückkehr der Zwillinge. Es war Nacht, als sie sie wiederbrachten. Und so ging es nun jeden Tag. Die französischen Zwillinge wurden morgens in ein spezielles Labor gebracht, wo Dr. Mengele seine satanischen Experimente mit ihnen trieb. Während dieser Stunden weinte Jeanette, wie nur eine Mutter weinen kann, die weiss, dass ihre Kinder in grosser Gefahr sind.

Vierzehn Tage dauerte diese Folter des Mutterherzens. Und dann fanden wir morgens eines der beiden Kinder tot – es war gestorben, da es das Leben als Versuchsobjekt für Dr. Mengele nicht mehr ertragen konnte. Der andere kleine Franzose folgte seinem Bruder nur wenige Tage später. Und Jeanettes Schreie hallten vergebens durch das Lager von Auschwitz: «Mes enfants! Mes enfants!»

Jeanette war nicht länger wichtig. Als Dr. Mengele das nächste Mal auftauchte und feststellte, dass beide Zwillinge gestorben waren, wurde er wütend, und hohnlachend warf er Jeanette ins Krematorium.

## Die Auflösung des Lagers C

Der minutiös geplante Feldzug zur Vernichtung des gesamten europäischen Judentums sah neben vielem anderen auch den Tod durch Überarbeitung vor. Solange die Juden in den Lagern waren, diente Arbeit ausschliesslich der Bestrafung. Sie bestand darin, Steine oder Schutt von einem Haufen zum anderen zu schleppen und wieder zurück.<sup>29</sup> Aber dann wurden ständig ganze Einheiten von Gefangenen nach Deutschland verfrachtet, um in den Kriegsindustrien der Nazis Sklavenarbeit zu leisten. Diese Praxis, zur Unterstützung ihrer Kriegsanstrengungen ausgerechnet Juden einzusetzen, muss den höheren Nazi-Kreisen immenses Vergnügen bereitet haben.<sup>30</sup>

Alle sechs Monate wurde eine grosse Zahl Gefangener nach Deutschland transportiert, in Vorbereitung der Liquidation der verschiedenen Lager.<sup>31</sup> Kein Lager durfte länger als sechs Monate mit denselben Gefangenen besetzt sein. Waren die sechs Monate um, wurde das Lager geleert, um Platz für ein neues Kontingent von Opfern zu machen. Als die Zeit für die Auflösung von Lager C kam, wussten wir, was uns erwartete, waren

29 Diese schikanösen sinnlosen Arbeitseinsätze gab es. Der Grossteil der zur Arbeit eingesetzten Häftlinge in Auschwitz-Birkenau musste jedoch im Lagerbetrieb, bei den zahlreichen Bauprojekten, in den Landwirtschaftsbetrieben, in den Versuchslaboren sowie in SS-Betrieben wie den Deutschen Ausrüstungswerken und privaten Industriebetrieben (IG Farben, Weichsel Union Werke) Zwangsarbeit leisten.

30 Auschwitz-Birkenau entwickelte sich ab Frühjahr 1944 zu einem riesigen Umschlagplatz von Häftlingsarbeitskräften, die in die Aussenlager der deutschen Rüstungsindustrie verschickt wurden. Sie behielten ihren Status als KZ-Häftlinge und blieben im Konzentrationslagersystem gefangen. Nicht nur jüdische Häftlinge wurden auf diese Weise zur Zwangsarbeit in der deutschen Rüstungsindustrie eingesetzt. Viele NS-Funktionäre sahen den «Rücktransport» von Juden auf das Reichsgebiet kritisch, da es ihrem Ziel eines judenfreien Deutschlands entgegenstand.

31 Die Transporte erfolgten in sehr viel kürzeren Abständen, oft mehrere pro Woche.

wir doch schon Zeugen der Liquidation der tschechoslowakischen und russischen Lager und des Zigeunerlagers geworden.<sup>32</sup>

An jenem kalten, nassen Oktobertag, als wir an die Reihe kamen, befanden sich zweiunddreissigtausend ungarische Jüdinnen in Lager C. Der Vorgang dauerte vier Wochen, und am Ende dieser vier Wochen waren zwanzigtausend Frauen verbrannt und zwölftausend zur Arbeit nach Deutschland geschickt worden. Nur einige wenige, darunter wir Ärztinnen, wurden in ein neues Lager verlegt, um unsere elende Existenz in Auschwitz weiterzuführen.<sup>33</sup>

Zu jedem morgendlichen Zählappell erschien Dr. Mengele ausgeruht, lächelnd und piffte eine Arie aus Tosca vor sich hin oder den Donauwalzer, eine seiner Lieblingsmelodien. Ihm folgte ein Trupp von SS-Männern, bewaffnet mit Ochsenziemern und Pistolen. Sie umstellten ein paar Blocks und befahlen den zwei- oder dreitausend Frauen, sich auszuziehen. Die Unglücklichen wurden gezwungen, splitternackt zwischen zwei Reihen von SS-Männern, die ihnen aus reinem Vergnügen Peitschenhiebe versetzten, auf Dr. Mengele zuzulaufen. Dieser begutachtete eine nach der anderen und entschied, ob sie leben oder sterben sollte. Diejenigen, die zu mager schienen, deren Körper zu viele Wunden aufwiesen, deren Fesseln geschwollen waren und deren Figur ihm nicht gefiel, wurden nach links beordert. Nackt wie sie waren, trieb man sie aus den Toren des Lagers, direkt in die Öfen.

32 Beim tschechoslowakischen Lager handelte es sich um das sogenannte Theresienstädter Familienlager (B II b), dessen verbliebene 6800 Insassen am 11. und 12. Juli 1944 in der Gaskammer ermordet wurden. Am 3. August 1944 wurde das sogenannte Zigeunerlager (B II e) aufgelöst und 3'000 verbliebene Insassen in der Gaskammer ermordet.

33 Das Lager B II c wurde am 4. November 1944 aufgelöst. Die verbliebenen rund 1'000 Frauen werden zunächst in das Frauenlager BI b überstellt und zwei Wochen später nach BII b (arbeitsfähige) und BII e (kranke) aufgeteilt.

Die Glücklichen, deren Physis noch nicht vollständig zerstört war, schickte er nach rechts. Man drückte ihnen ein kleines Bündel mit ein paar Brotkrumen in die Hände und pferchte sie in Transporte, die sie nach Deutschland brachten, um für ihren ärgsten Feind zu arbeiten.

Die Nächte, die wir während jener vier Wochen in der Baracke verbrachten, überstiegen jede Vorstellung. Niemand schlief. Wir wussten, dass jede Sekunde uns dem ewigen Schlaf näherbrachte. Schreie, Klagen, Gebete erfüllten die Luft. Manche erlitten epileptische Anfälle und lagen zuckend am Boden, Schaum vor dem Mund. Manche schlugen ihren Kopf hysterisch gegen die Wand. Manche sassen reglos da, die Augen aufgerissen, ohne mehr wahrzunehmen, was um sie herum geschah.

Wir liefen von Block zu Block, versuchten, uns vor unseren Verfolgern zu verstecken, doch wo wir auch waren, sie fanden uns immer, und das einzige Ergebnis unserer Anstrengungen bestand in grausamen Prügeln, die uns schwach und um Atem ringend zurückliessen. Wer wird je die Tausenden von Frauen vergessen können, die wie wahnsinnig umherirrten, um einen losen Ziegelstein zu finden, ihn in Stücke zu schlagen und den roten Staub auf ihren Wangen zu verreiben, um stark und gesund auszusehen, wenn sie Dr. Mengele entgegentreten mussten? Es gab kein Entkommen. Als die vier Wochen vorbei waren, herrschte gähnende Leere in den Baracken, die bereits darauf warteten, in der kommenden Herbstnacht die nächsten zweiunddreissigtausendjüdischen Märtyrerinnen aufzunehmen und für höllische sechs Monate zu beherbergen.<sup>34</sup> Für die ungarischen Jüdinnen von Lager C war gesorgt.

<sup>34</sup> Ab November 1944 wurden nur noch vereinzelt Häftlinge nach Auschwitz überstellt. Die Morde in der Gaskammer waren eingestellt, und die SS bereitete sich sukzessive auf die Räumung des Lagers vor, die am 17. Januar 1945 begann.

## Abschied von Auschwitz

Die ersten Tage des Januars 1945 waren die kältesten, die wir in Auschwitz erlebten. Schnee und Eis bedeckten die engen Gassen zwischen den Baracken. Beim Zählappell froren unsere Füße am Erdboden fest, und diejenigen, denen es bislang noch gelungen war, sich ihre Gesundheit bis zu einem gewissen Grad zu bewahren, kämpften mit schlimmen Frostbeulen und Erfrierungen an Füßen, Händen, Ohren und Nase. Die warmen Tränen des Schmerzes verwandelten sich in schimmernde Eisperlen, wenn sie auf unsere Wangen trafen, und unsere Wimpern standen wie viele winzige Eiszapfen steif von den Lidern ab.

Zu der Zeit arbeitete ich im ehemaligen Zigeunerlager dessen Insassen ausgerottet worden waren.<sup>35</sup> Die zehn oder zwölf Baracken dienten nun als «Krankenlager» von Auschwitz und quollen über von menschlichen Wracks, denen nicht mehr zu helfen war. Sie lagen im warmen, übelriechenden Dunst, der von den fiebernden Körpern aufstieg, und warteten lautlos auf den Tod.

Eine dieser Baracken beherbergte Dr. Mengeles Lieblinge, etwa vierzig zwergwüchsige polnische und ungarische Juden, manche allein, manche mit ihrer ganzen Familie. Ihr Leben war auf viele Art leichter als das unsere. Sie mussten nicht Appell stehen, sie brauchten nicht zu arbeiten, sie wurden nicht geschlagen, und ihre kleinen Körper Futterten nie den gierigen Ofen des Krematoriums. Die Gesunden, Begabten und Schönen wurden unbarmherzig vernichtet, doch alles Anomale war für unsere

35 Es handelte sich um den Lagerbereich BII e, der nach der Umstrukturierung Mitte November 1944 als Sammellager für die als arbeitsunfähig erklärten weiblichen Häftlinge diente.

Henker eine Quelle permanenter Unterhaltung und Belustigung. Nur wenn sie sich mit diesen Freaks verglichen, konnten sie sich überlegen fühlen.

Es gab jedoch Tage, an denen die Zwergwüchsigen auch noch zu anderen Zwecken erhalten mussten. Dr. Mengele, der Mörder, gefiel sich in der Rolle des Wissenschaftlers und stellte eine pseudowissenschaftliche Forschung zu möglichen Defiziten an, die das Wachstum der kleinen Menschen zum Erliegen brachten. Oft, viel zu oft, entnahm er ihnen grosse Mengen an Blut, mit dem in den ausschliesslich deutschen «Wissenschaftlern» vorbehaltenen Labors herumgespielt wurde. Die Armen wurden mit der Zeit immer bleicher und schwächer, obwohl Dr. Mengele grosszügig für ihr Blut bezahlte: An den Tagen der Blutentnahme erhielten sie eine doppelte Brotration. Die normale Brotration, dieselbe, die auch wir erhielten, reichte selbst für Kleinwüchsige nicht aus. Ich werde die kleine Frau nicht vergessen, die mir einmal erzählte, die doppelte Brotration mache sie so glücklich, dass sie dafür selbst die grausame, schmerzhaft und widerwärtige Prozedur in Kauf nahm.

In einer weiteren Baracke hielt sich Dr. Mengele seine anderen Lieblinge, die Zwillinge. Ein Zwilling in Auschwitz zu sein, schien das Höchstmass an Glück. Zwillinge waren die Auserwählten, die höchste Kaste, die vom SS-Arzt Verhätschelten. Sie verrichteten die leichtesten Arbeiten als Aufseher unserer verschiedenen «Institutionen», mussten nicht zum Zählappell antreten, erhielten Kleidung, Schuhe und besseres Essen, ihr Haar wurde nicht geschoren, und sie wurden nicht auf die übliche Weise durch Verbrennen ermordet. Es verging eine Weile, bis wir herausfanden, dass ihr Schicksal letztendlich nicht beneidenswert war. Dr. Mengele, so stolz auf seine brutale Strenge,

auf die Macht seines Zeigefingers, der willkürlich Leben oder Tod austeilte, so überzeugt von seiner attraktiven, eleganten Erscheinung, schätzte vor allem anderen jedoch seine scheinmedizinische Praxis. Die Zwillinge waren für ihn nichts anderes als Versuchskaninchen, gutgenährte Versuchskaninchen in sauberen Käfigen. Wie die Kleinwüchsigen wurden auch sie dauernden Blutabnahmen unterzogen, die sie erschöpft, bleich und voller Angst nach dem fragen liessen, was ihnen noch bevorstand. Langjährige arische Gefangene führten die Listen in den Laboratorien, auf den Tischen stapelten sich Berge von Notizen, und Dr. Mengele setzte seine fieberhaften Versuche fort, die Ursachen für Zwillingsgeburten herauszufinden.

Die Kälte im Lager steigerte sich ins Unerträgliche. Wir trugen dieselbe Kleidung wie im Sommer, bekamen keine Decken, und der Mangel an nahrhaftem Essen schwächte unsere Widerstandskraft bis zu einem Punkt, an dem wir alle nur noch auf den Tod hofften und darum beteten, dass er uns von dieser Folter erlöse. Kein Mensch hat Eis und Schnee wohl jemals inbrünstiger gehasst als wir in jenem Januar. Die Ratten, unsere einzigen Gefährten, wurden immer kühner. Nachts schmiegt sie sich eng an unsere Körper, als wollten sie sich etwas von unserer noch verbliebenen Wärme borgen. Durch eine plötzliche Bewegung erschreckt, schlugen sie mitunter ihre spitzen Zähne in unser Fleisch, was zu weiteren Typhusfällen, weiteren eitrigen Wunden, weiteren Todesurteilen führte.

Ich arbeitete in Block 19. In dessen Baracken waren werdende Mütter untergebracht, Frauen mit Hungerödemen, in deren geschwollenen Gelenken sich Wasser sammelte, Tuberkulo-

sekranke, Frauen mit Herzkrankheiten und ernsthaften Erfrierungen – die Unheilbaren, die Verdammten.

Drei meiner besten Freundinnen in diesem Block waren Medizinerinnen. Eine von ihnen war eine bekannte Augenärztin, ihr Mann der Präsident einer Bank. Sie hatte zwei schöne Söhne, die bereits in Auschwitz ermordet worden waren. Sie litt unter keiner Erkrankung, die hätte diagnostiziert werden können, sondern starb an Erschöpfung, Hunger, Durst, Kälte, Schmutz und den unzähligen Schlägen, mit denen man sie traktiert hatte. Aus irgendeinem unbegreiflichen Grund rührte sie an die schlimmsten sadistischen Instinkte aller SS-Männer und -Frauen und wurde öfter und grausamer geschlagen als jede andere von uns. Sie war schon zusehends verfallen, nichts an ihr lebte mehr, bis auf zwei wunderschöne, weise Augen, deren liebevoller, zärtlicher Blick mir durch die Baracke folgte.

Anne, eine andere Ärztin, hatte zu überleben versucht, indem sie stoisch alles, was um sie herum vorging, ignorierte. Noch Wochen, nachdem sie nach Auschwitz gekommen war, hatte sie Augen, Ohren und Geist gegenüber dem Grauen verschlossen, das sie umgab, hatte von morgens bis abends gearbeitet, beharrlich, unbeugsam, hatte so getan, als würde die Welt ausserhalb des Radius ihrer gewissenhaften Hände nicht existieren. Dies ging so lange, bis sie eines Tages vor dem Ofen des Krematoriums stand und ein Stück Seife erhielt – hergestellt aus den Körpern unserer Eltern und Kinder. Da brach sie zusammen. Sie hörte auf zu arbeiten, zu essen, zu trinken, zu schlafen, sass mit offenen Augen reglos da, ohne einen Ton von sich zu geben, und trauerte um ihren sechsjährigen Sohn, den sie zum Sterben hierhergebracht hatte. Eines Nachts bekam sie Fieber, dann Gelb-

sucht, und nun lag sie in Block 19 und glaubte, ich würde sie heilen können – mit keinem anderen Mittel als lieben Worten.

Rose war Kinderärztin – mit der Seele eines Kindes. Sie hatte seit dem ersten Tag ihrer Ankunft in Auschwitz an meiner Seite gearbeitet. Ihre Waffe gegen die Verzweiflung war Optimismus, angesichts jeder Drangsal. Sie beschloss, dass es unseren Henkern, was auch immer sie uns antaten, niemals gelingen sollte, unseren Optimismus, unseren Glauben und unsere Klugheit zu zerstören. Acht lange Monate war Rose stark genug, diese Haltung zu bewahren, jede Tortur durch Glauben zu bekämpfen und darauf zu warten, dass der Teufel vor dem erhobenen Kreuzifix die Flucht ergriffe. Dann brach auch sie zusammen. Ihre Hand- und Fussgelenke schwellen an, ihr Herz schlug wie verrückt gegen ihre Rippen und sie begann, wie eine Ertrinkende nach Luft zu ringen. Ihr warmes, kindliches Herz war durch den unvermeidlichen Verlust ihres Glaubens gebrochen, und sie starb vor meinen Augen, ohne dass ich es vermocht hätte, ihre Qualen zu lindern.

In einem anderen Verschlag in der Nähe von Rose sass Betty, im Schneidersitz, wie eine Türkin. Ihre Wangen waren vom Fieber scharlachrot, und man konnte ihre Rippen schon aus grösster Entfernung zählen, so sehr ragten sie aus ihrem abgezehrten Körper heraus. Sie war jung – neunzehn Jahre alt – und hustete sich nach nur acht Monaten Haft die Lunge aus dem Leib. Nichts hatte für sie mehr Bedeutung. Ich war der dünne Faden, der sie am Leben hielt. So oft und lange ich konnte, sass ich bei ihr, hielt ihre schmale, heisse Hand in der meinen und hörte ihr zu, während sie mir von ihrem vergangenen Leben erzählte.

Ihr Vater war Richter gewesen, ein sehr kultivierter Mann mit einer tiefen Liebe zur Musik. Er schickte seine Tochter noch als

kleines Mädchen ans Konservatorium, um Gesang zu studieren. Ihre Lehrer sagten Betty eine grosse Zukunft voraus – Erfolg auf den Konzertbühnen der Welt und die verdiente Anerkennung ihrer schönen, kräftigen Altstimme ... Sie hatte vor ihrem neunzehnten Geburtstag bereits zwei Konzerte gegeben und beide schienen die Erwartungen ihrer Lehrer zu bestätigen. Dann verliebte sich Betty. Der junge Mann war ein ausgezeichneter Pianist. Sie wollten heiraten und zusammen durch die Welt reisen. «Sie kommen doch zu meiner Hochzeit, Frau Doktor, nicht wahr?», fragte sie mich immer wieder. «Und dann kommen Sie zu all unseren Konzerten ... Sie werden in der ersten Reihe sitzen, und ich singe nur für Sie ... Wenn ich im Ausland singe, schicke ich Ihnen ein Flugzeug, Sie müssen immer kommen – immer.»

Nachts sass sie auf dem Rand ihres Verschlags und sang, während sie vergass, wie schwer ihr das Atmen fiel und dass sich Blutstropfen in ihren Mundwinkeln sammelten, eine herrliche Arie nach der anderen, Schubert, Grieg, Bach, Mozart. Ihre Stimme, noch immer schön und kräftig, erfüllte die Baracken. Die Kranken hörten auf zu klagen, die Leidenden achteten nicht mehr auf ihre Schmerzen, den Frierenden machte die Kälte nichts mehr aus. Die andächtige Stille verwandelte die zugigen, hässlichen, rattenverseuchten Baracken in einen marmornen Konzertsaal – die entstellten Gesichter, die aus den oberen Verschlägen zu dem singenden Mädchen hinabschauten, waren die gepuderten, rosigen, lächelnden Gesichter der Glücklichen, die einen Logenplatz erhalten hatten, und die zerlumpten Kreaturen, die lebenden Leichen, die auf dem kalten Fussboden kauerten, elegante Damen in Abendkleidern und Herren im Frack, die die roten Plüschessel des Parketts füllten.

Die ganze Zeit hafteten ihre brennenden Augen auf meinem Gesicht, als wenn ich der Dirigent wäre, und sie sang so lange, bis ein heftiger Hustenanfall ihre arme, geschundene Kehle mit Blut füllte. Sobald sie aufhörte, verlor die Welt um uns herum ihre ephemere Schönheit und wurde wieder zu Schmutz, Abscheulichkeit und Verzweiflung ...

Immer, wenn ich die Worte «Sechs Millionen Tote» oder «Sechs Millionen jüdische Opfer» in den Zeitungen lese, ballen sich meine Hände zu Fäusten und mein Herz schlägt schneller vor Aufruhr. Diese sechs Millionen Toten sind unzählige schreckliche, herzerreissende Geschichten; sie sind Bettys und Roses und Annes, sie sind Julikas und Charlotte Jungers, jede und jeder einzelne von ihnen repräsentiert nicht nur den Augenblick des Todes, wie grauenhaft er auch sein mochte, sondern ein ganzes farbenfrohes, aufregendes menschliches Leben, eine Vergangenheit und, mehr noch, eine Zukunft ...

Im Verschlag über Betty lag Ibi Hillman, die Tochter eines bekannten und angesehenen Zimmermanns aus meiner Stadt. Dieses Mädchen mit dem bronzefarbenen Haar, dem pfirsichgleichen Teint, dem schönen Körper und der ebenso schönen Seele war der Stolz von Märamarossziget gewesen. Wenn sie vorüberging, hatten sich die Leute nach ihr umgedreht, und die wenigen, die sie als ihre Freunde bezeichnete, hatten sich glücklich geschätzt. Doch die Hölle namens Auschwitz verschlang auch sie. Ihre Eltern, all ihre Angehörigen waren gleich bei ihrer Ankunft nach links geschickt worden. Die aussergewöhnliche Schönheit dieses Mädchens hatte jedoch Dr. Mengeles Fantasie angeregt.

Sie hätte es besser getroffen, wenn sie mit ihren Eltern in den Flammen des Krematoriums umgekommen wäre.

Ein paar Tage nach ihrer Ankunft liess Dr. Mengele sie beim Zählappell aus der Reihe treten. Er befahl ihr, sich vollständig auszuziehen, ergötzte sich an ihrem vollkommenen, von Ausschwitz noch ungezeichneten Körper und schickte sie in Block 10.

Über Block 10 hing ein von Horror erfülltes Mysterium. Wir wussten, dass es sich um den «Experimentblock» handelte, doch niemand von uns hatte die geringste Vorstellung von dem, was sich dort abspielte. Dort drinnen suchten die deutschen «Wissenschaftler» nach den Geheimnissen der Natur und nahmen Vivisektionen an schönen, jungen, weiblichen Körpern vor. Nur wenige dieser Frauen kehrten von dort zurück, die meisten kamen direkt ins Krematorium, und die, die zurückkehrten, sprachen nie von dem, was ihnen zugefügt worden war.<sup>36</sup> Dorthin ging also die junge Ibi. Wir hatten erwartet, sie nie mehr wiederzusehen.

Dann erhielt ich auf einmal eine Nachricht von ihr. Sie lag in einem der «Krankenblocks» und wollte mich sehen. So rasch ich konnte, lief ich zu ihr, doch als ich ihr gegenüberstand, erkannte ich sie nicht wieder. Das blütengleiche Geschöpf war nicht mehr. An seiner Stelle erblickte ich eine verdorrte, gelbliche, kleine, alte Frau, deren Hände und Füsse in ungeheurem Ausmass angeschwollen waren. Ihr Unterleib war von zwei schweren Operationen gezeichnet. Ihr erstickter Atem gestattete ihr das Sprechen nur unter grösster Mühe. Sie erzählte mir einen Teil ihrer Geschichte.

Sechs Wochen lang lebte sie wie in einem Harem. Sie wurde gut ernährt, bekam ein gutes Bett, wurde akribisch sauber gehalten. Dann brachte man sie eines Tages fort, wie wusste nicht,

<sup>36</sup> Zu den Experimenten in Block 10 siehe Einführung, S. 25.

wohin, besass auch keine Erinnerung an das, was dann mit ihr geschah. Sie wusste nur, dass man sie nach einer Weile ins Lager steckte, wo sie arbeitete, bis sie zusammenbrach. Jetzt lag sie hier und sah mich mit tränengefüllten, treuherzigen Augen an, im Vertrauen darauf, dass ich sie heilen könne. Noch immer weiss ich nicht, was ihr diese perversen Wahnsinnigen angetan haben, als sie sie aufschnitten, noch immer verstehe ich nicht, warum sie ihr nach diesem Experiment das Weiterleben gestatteten. Ich versuchte, sie zum Lächeln zu bringen, indem ich sie an unser Leben in Märamarossziget erinnerte, ihr versprach, dass wir eines Tages zu unseren geliebten Bergen zurückkehren würden, und ihr kleine weibliche Freuden bereitete, ein Stück Stoff, einen Kamm, ein paar kleine Luxusartikel, die ich für sie stahl.

Dies waren meine engsten Freundinnen, die Patientinnen in Block 19, die ich am meisten liebte. Doch mir lagen auch die anderen am Herzen. Selbst, wenn ich sie weder retten noch behandeln konnte, so wusste ich doch, dass ihnen mein Lächeln, meine Zärtlichkeit, mein Versprechen auf eine bessere Zukunft halfen, die letzten Tage ihres Lebens zu ertragen. Ihre tiefe Bindung an mich, ihre Sehnsucht nach Zuneigung wärmten meine Seele, und sie halfen mir ihrerseits, die zahllosen Qualen unseres täglichen Lebens in Auschwitz zu ertragen.

Wie ein Lauffeuer verbreiteten sich im Verlauf des Januars plötzlich Gerüchte im Lager. Auschwitz wurde evakuiert. Tausende um Tausende halbtoter Sklaven wurden in Viehwaggons verladen und abtransportiert, Gott weiss wohin. Die Nächte hallten von Fliegeralarm wider. Am Himmel zogen alliierte Flugzeuge über uns hinweg, und die Gerüchte wurden lauter, optimistischer, realistischer. Die russische Gegenoffensive hatte begonnen.

Die Krematorien wurden geschlossen. Die Nazis bemühten sich, den Beweis für ihre Bestialität zu tilgen. Auschwitz sollte vermint und gesprengt werden. Jeder wusste etwas, jeder besass «verlässliche» Informationen.

Tatsächlich gingen Tag für Tag Transporte ab, und die Zahl der Insassen verringerte sich immer weiter. Und doch hatte niemand eine klare Vorstellung von dem, was vor sich ging. Eines Morgens streckte das Schicksal seine Hände nach mir aus. Dr. Mengele bestellte mich zu sich. «Mach dich fertig. Du verlässt Auschwitz!», sagte er. Ich stand da wie vom Donner gerührt. Gehen, jetzt, wo die Freiheit so nah war? Gehen, jetzt, wo zum ersten Mal eine Hoffnung auf Überleben bestand? Gehen und meine Patientinnen zurücklassen, Gott weiss welchem Schicksal ausgesetzt, die drei Ärztinnen zurücklassen und Ibi und Betty, die mich brauchten, die von mir abhingen? Nein! Ich konnte nicht gehen ...

«Bist du immer noch hier?», schrie Dr. Mengele mich an. Ich versuchte, etwas zu sagen. Und stammelte: «Ich kann nicht gehen ... Ich bin krank ... Meine Augen sind entzündet ...» Es half nichts. «Raus hier!», lautete die Antwort.

Ich stolperte aus dem Büro und zurück zu Block 19. Wie in einem Traum ging ich von Bett zu Bett, lächelnd, lachend, verlor kein Wort über den Befehl. «Die Russen kommen», flüsterte ich in jedes Ohr, «haltet nur noch ein klein wenig durch ... Die Russen kommen ...»

Ich legte meine Arme um jedes menschliche Wrack im Block, küsste die drei Ärztinnen herzlich, erinnerte Betty an ihr Versprechen, mir ein Flugzeug zu schicken, wenn sie im Ausland singen würde, strich über Ibis sprödes, einst so wundervolles Haar und versicherte ihr erneut, gemeinsam mit ihr durch die schneebedeckten Berge im Hinterland unserer Heimatstadt zu

wandern. Sie glaubten meinem Lächeln, meiner hoffnungsvollen Nachricht, und keine von ihnen bemerkte die bitteren Tränen, die sich hinter meinen Augenlidern sammelten und kaum, dass ich ihnen den Rücken kehrte, über meine Wangen rollten. Dann verliess ich den Block, breitete ein graues Tuch über meinen Kopf, ergriff mein Stück Schwarzbrot und ging zu den Toren von Auschwitz, wo zwei bewaffnete SS-Männer auf mich warteten.

Einige der Menschen, die mich kannten, sahen mich davongehen und liefen auf mich zu, um mich ein letztes Mal zu umarmen, aber die Wachen waren ungeduldig. Blind von Tränen, das Herz voller Angst vor dem Unbekannten, ging die Gefangene Nr. 25 404 durch das Tor hinaus ...

Das war nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte! Während der endlosen Monate des Wartens auf die Befreiung hatte ich wieder und wieder bildlich vor Augen gehabt, wie ich meine Leidensgenossinnen in die Freiheit führte. Ich hatte mich vor ihnen hergehen sehen, lachend, weinend, Lieder der Freiheit singend, ein Mensch auf dem Weg zu anderen Menschen, um ihnen voller Dankbarkeit und Würde zu begegnen, um ihnen für unsere Befreiung zu danken ...

Stattdessen ging ich in meinen Männerschuhen aus gelbem Leder über Schnee und Eis, verliess das Lager eingekeilt zwischen zwei grausamen, schweigenden SS-Wachen, ging in die Ungewissheit, vielleicht in den Tod ... Der Stacheldrahtzaun blieb hinter uns im Nebel zurück. Das Krematorium arbeitete nicht mehr, und der Himmel war so grau und unbarmherzig wie der Boden unter meinen Füßen.

Was hielten sie für mich bereit? Wie würden sie die unschreiblichen Gräueltaten, die sie verbrochen hatten, aus meinem Ge-

dächtnis streichen? Wie würden sie mich dafür strafen, dass ich Leben gerettet hatte, die sie zerstören wollten? Ich durchlebte noch einmal jeden in Auschwitz verbrachten Tag und hatte mich beinahe schon mit dem sicheren Tod abgefunden, als wir zu einem langgestreckten Holzhaus gelangten. Wir mussten einen langen Weg zurückgelegt haben, die Sonne war fast untergegangen. Hier werde ich also sterben, dachte ich. Ich hoffte, sie würden sich beeilen und mich nicht allzu lange leiden lassen ...

Dann trat ein deutscher Offizier aus dem Gebäude. Ich hatte ihn noch nie gesehen. Er sprach mit meinen Wachen, reichte ihnen ein Blatt Papier und wandte sich an mich.

«Du weisst zu viel... Du gehst weg von hier ...», zischte er.<sup>37</sup> «Und dass du nicht versuchst, dich aus dem Staub zu machen ... oder dir etwas ähnlich Törichtes in den Sinn kommt ...» Er hob seine schwere Hand und schlug mir ins Gesicht. «Hier hast du eine kleine Kostprobe von dem, was dich dann erwartet!», sagte er.

Aufrechtstehend hielt ich den Schlag aus. Es war mir egal, was danach mit mir geschehen würde. Meine beiden Wachen salutierten vor dem Offizier, nahmen mich in die Mitte, und wir machten uns auf der vereisten Strasse auf den Weg zu einem unbekanntem Ziel ...

<sup>37</sup> Es wurden zu diesem Zeitpunkt keine Häftlinge aus Auschwitz versetzt, weil sie «zu viel wussten». Der Grund für die Überstellung von Gisella Perl lag aller Wahrscheinlichkeit nach darin, dass das Aussenlager Hamburg-Wandsbek eine Häftlingsärztin angefordert hatte.

## Fahrt nach Hamburg

Nachdem mich der Nazi-Offizier ins Gesicht geschlagen hatte, empfand ich nichts mehr, mein Verstand hatte völlig ausgesetzt. Es kümmerte mich nicht, was mit mir geschehen würde, es war mir egal, wohin wir gingen. In mir war kein Kampfgeist mehr, keine Angst, kein Aufbegehren. Der Schnee lag wie eine gefrorene Wollschicht weich unter meinen dünnen Schuhen, das Laufen machte Mühe. Die kalte Feuchtigkeit, die von ihm aufstieg, kroch durch das verschlissene Leder und verwandelte meine Füße in taube, stolpernde Dinger, die nicht zu mir zu gehören schienen. Es wurde dunkel. Nur das monotone Scheppern der schweren Stiefel meiner Wachen durchbrach die tödliche Stille der nebligen, unnatürlichen Landschaft.

Aus den Augenwinkeln warf ich einen verstohlenen Blick auf meine Bewacher. Der eine war ein kleiner, gedrungener braunhaariger Soldat mit einem gutmütigen Gesicht. In der Hand trug er eine elegante schweinslederne Aktentasche. Mir ging der Mann durch den Kopf, dem diese Aktentasche gehört haben musste, seine Frau, die sie mit Liebe und Sorgfalt für ihn ausgesucht hatte, vielleicht ein Geburtstagsgeschenk, und das Freudenfest, als er mit dieser schönen Gabe beschenkt worden war. Ich kämpfte gegen den Impuls, meinen Bewacher anzuhalten und ihn zu fragen: Warum? Warum hasste er uns so sehr, warum nutzte er seine ganze Kraft, seinen ganzen Einfallsreichtum dafür, sich neue Mittel auszudenken, um uns zu foltern, Menschen wie alle anderen, Menschen, die ihm nie etwas zuleide getan hatten. Wozu das Ganze? Er würde es nicht verstehen. Er würde

nicht einmal in Erwägung ziehen, mir anders als mit einem Tritt zu antworten, denn auch ich gehörte zu dieser wehrlosen Gruppe von Menschen, deren Vernichtung sie beschlossen hatten.

Der andere war ein grosser, blonder Kerl in einer guten Uniform, mit blankgeputzten Stiefeln. Er musste einen höheren Rang haben als sein Begleiter. Wenn er mit ihm sprach, klangen seine Worte wie Befehle. Er sah nie zu mir, sondern schritt unentwegt voran, mit diesem grausamen Lächeln auf dem Gesicht, das wir Gefangenen als Nazi-Lächeln kannten. Während der erste nur von Berufs wegen grausam war und, wenn er uns folterte, nur Befehle ausführte, so schien der zweite die Grausamkeit zu lieben wie jemand, dessen höchste Erfüllung darin bestand, bessere Menschen als sich selbst moralisch zerfallen, unmenschlich leiden und schliesslich sterben zu sehen.

Mitten im Nirgendwo hielten wir plötzlich an. Der Wachmann mit der kalten Miene entfernte sich ein Stück, um seine Notdurft zu verrichten. Er blieb eine ganze Weile fort und, als er mit mir allein war, traute sich der andere, mich anzusprechen. «Sprichst du Rumänisch?», fragte er. «Ja.» «Ich weiss, dass du aus Siebenbürgen kommst», fuhr er fort, «da komme ich auch her.»<sup>38</sup>

«Werdet ihr mich umbringen?», fragte ich rasch, eindringlich. «Nein ... Wir bringen dich nur von hier weg – weit weg ...»

Die Erleichterung, die ich empfand, mischte sich mit einer seltsamen Bitterkeit. Der Mann neben mir, der nach Auschwitz gekommen war, um zur Auslöschung von sechs Millionen schuldloser Menschen beizutragen, stammte aus Siebenbürgen. Er war einer der Siebenbürger Sachsen, der deutschen Minder-

38 Die KZ- Wachtruppen transformierten sich in der zweiten Kriegshälfte zu heterogenen Verbänden, in denen frontuntaugliche Wehrmachtsoldaten, «volksdeutsche SS-Freiwillige», viele von ihnen aus Rumänien, und «fremdvölkische Hilfswillige» eine zunehmende Rolle spielten.

heit Rumäniens, ein Verräter an seinem Heimatland. Nazi per Entscheidung, nicht durch äusseren Zwang. Ich erinnerte mich an die Artikel in den Siebenbürger Zeitungen: «Deutsche von Siebenbürgen, schliesst euch an! Werdet Teil des grossen deutschen Heeres!» Er war dem Aufruf gefolgt. Er glaubte an all die Propagandalügen der Nazis, von einem ganz normalen Menschen hatte er sich in eine mörderische Bestie verwandelt. War er jetzt glücklicher?

Mein anderer Wächter kehrte zurück, und wir setzten unseren Weg fort. Es war jetzt stockdunkel, nur das schwache Leuchten des Schnees lenkte unsere Schritte. Zu meiner Überraschung war ich kein bisschen müde, obwohl wir seit dem frühen Morgen pausenlos unterwegs waren. Ich dachte an meine Patientinnen in Block 19, die zu diesem Zeitpunkt bereits erfahren haben mussten, dass ihre Ärztin nicht mehr da war ... Vielleicht tot war ... In dieser Nacht würde es kein Konzert in der Baracke geben ...

Es musste auf Mitternacht zugehen, als in der Ferne ein paar Lichter auftauchten. Ein Dorf oder eine Stadt, dachte ich, doch die Freude, die ich bei dem Gedanken zunächst empfand, war nicht von langer Dauer. Was würde mir eine Stadt nützen? Was konnte ich von den Einwohnern eines Ortes unter der Herrschaft der Nazis erwarten?

Die Lichter kamen immer näher, und ein wenig später gingen wir durch die verlassenen Strassen einer schlafenden Stadt. Nur der schwere Schritt deutscher Patrouillen liess darauf schliessen, dass sie bewohnt war. Dann standen wir plötzlich vor einem grossen, hell erleuchteten Gebäude und einem Schild mit der Aufschrift «Kattowitz» ... Ja, ich konnte mich an den Bahnhof erinnern! Unser Zug war hindurchgefahren, und ich hatte an dem

kleinen Fenster gestanden, die Hände meines Mannes und meines Sohnes gehalten und versucht, den Namen der Stadt zu entziffern. Jetzt war ich also wieder hier, immer noch als Gefangene Nr. 25 404 ...

Meine Augen, die seit Langem nichts als Elend und Tod gesehen hatten, die Stacheldrahtzäune von Auschwitz, das brennende Krematorium und die zitternden Sklavinnen und Sklaven, die während des Zählappells im Stehen starben, waren geblendet von den hellen Lichtern und den geschäftigen Menschenmengen im Bahnhof. Fast jeder trug Uniform, es gab aber auch ein paar Zivilisten, die sich aufgeregter unterhielten, mit ihren Koffern hin- und herliefen, einander beiseiteschoben, nach Gepäckträgern riefen. Diese Aufregung hatte nichts mit der normalen Atmosphäre eines Bahnhofs zu tun. Ich spürte, dahinter steckte mehr ... Diese Leute wussten, dass eine Gefahr auf sie zukam ... Sie flohen ...

Meine beiden Wachen stiessen mich vorwärts und behielten mich dabei im Auge wie ein wertvolles Gepäckstück. Der Stationsvorsteher begutachtete ihre Papiere. Dann bestiegen wir den Zug. Es handelte sich um einen Truppentransport, doch in der dritten Klasse fanden wir noch einen Sitzplatz. Ich war erschöpft und todmüde, nicht genug jedoch, um meine Angst zu vergessen. Die Soldaten rings um mich trugen alle SS-Uniformen. Sie sprachen nicht miteinander, rauchten schweigend und griffen manchmal nach ihrem Tornister, um eine dicke Scheibe Brot hervorzuholen und sich ein Stück Wurst abzuschneiden. Der Anblick liess mir das Wasser im Mund zusammenlaufen. Die trockene Kruste des Auschwitz-Brotess schmeckte nach Sägemehl ... Bis auf meine beiden Begleiter, die mich ja bewachen mussten, schliefen

die Männer nach und nach ein. Ich schaute aus dem Fenster und wünschte, dass der Tod meinen Qualen ein Ende setzte.

Dann war es Morgen. Der Zug fuhr durch verschneite Felder, in einem fort, einen weiteren Tag, eine weitere Nacht. Meine Knochen schmerzten vor Müdigkeit, mein Magen zog sich vor Hunger zusammen. Das Brot, das ich dabei gehabt hatte, war schon lange aufgegessen. Meine Wachen wechselten sich ab mit Schlafen und vertraten sich abwechselnd im Gang die Beine. Unser einziges Gespräch bestand in meiner Frage, ob ich auf die Toilette gehen könne. Selbst dorthin begleiteten sie mich. Ich betrachtete die jungen, resoluten Gesichter der SS-Leute um mich herum, versuchte, in ihren Gedanken zu lesen, versuchte zu verstehen, was sie in die unmenschlichen, gefühllosen, grausamen Bestien verwandelt hatte, zu denen sie geworden waren. Aber ich konnte sie nicht verstehen ... Konnte ein Volk, das den Tod zu seinem Gott gemacht hat, glücklich sein? Erlaubte ihnen ihr Gewissen, nachts zu schlafen – oder besaßen sie überhaupt keins?

Nicht einer warf auch nur einen Blick in meine Richtung. Ich war eine Aussätzige, eine Paria, eine Unberührbare. Hunderte wohlgenährter Soldaten und eine traurige, hilflose, hungrige Frau ...

Wieder ein Morgen, der zweite seit unserer Abfahrt, und mein Hunger wurde grösser als meine Angst. Ich nahm meinen Mut zusammen, wandte mich an die Wache aus Siebenbürgen und bat um etwas zu essen. Der Mann brach wortlos ein Stück von seinem Brotlaib ab und schob es in meine Hände. Dieses Stück Brot erwärmte mein Blut und gab mir die Kraft, die Reise zu überstehen, ohne zu kollabieren.

Später am Tag hiess es dann plötzlich: «Fertigmachen, wir sind in Berlin.» Die Stadt, in der ich als Studentin so viele Jahre

verbracht hatte! Die Erinnerung schenkte mir neues Vertrauen. Wir verliessen den Zug, und ich sog tief die kalte Luft im Bahnhof ein. Doch meine Wächter liessen mir keine Zeit, mich umzusehen. Sie stiessen mich in einen gänzlich leeren, eisigen Raum, in dem sich nicht einmal eine Bank befand, verschlossen die Tür und gingen. Ich war allein. Ich konnte zusammenbrechen und weinen, ohne mich zu schämen, ohne den Nazis durch meine Schwäche Genugtuung zu bereiten.

Ich setzte mich, lehnte den Rücken an die Wand und wartete ... Viele Stunden später drehte sich der Schlüssel im Schloss, und meine Wächter erschienen, fröhlich, mit rotem Gesicht, bierseelig. Es war schon wieder Abend. Als wir in den Bahnhof hinaus traten, erblickte ich mehr Zivilisten als Soldaten. Verheiratete Paare mit Kindern, mit Koffern beladen, da es nicht genügend Gepäckträger gab, gutgekleidete Frauen in guten Schuhen, Frauen in eleganten Pelzmänteln und Handschuhen, Frauen, die nach Parfüm dufteten, vom Reichtum Europas lebten – und darunter ich, Gefangene Nr. 25 404, meine Nummer gut sichtbar auf der linken Brust meines zerlumpten gelben Mantels.

Manche schauten mich an und wendeten sich angewidert ab. Vielleicht dachten sie, ich sei eine Strafgefangene, vielleicht eine Mörderin – und dabei waren doch sie die Kriminellen, die Diebe, die Mörder von Frauen und Kindern.

Wieder sassen wir in einem Zug. Es wurde Morgen, dann Mittag, und gegen vier Uhr nachmittags hielten wir in einem weiteren Bahnhof. Hamburg! Ich musste unwillkürlich lächeln. Vor einiger Zeit hatte ich ein Kriegscommuniqué erfunden, um meinen Patientinnen neuen Mut einzuflössen. Ich hatte ihnen gesagt, Hamburg sei in die Hände der Alliierten gefallen, amerika-

nische Schiffe würden die Elbe aufwärtsfahren, nach dem Fall dieser Festung im Norden könne die Alliierten auf ihrem Weg nach Berlin nun nichts mehr aufhalten. In meinem Herzen lag die geheime Hoffnung, dass mein Märchen mit der Wahrheit übereinstimmte. Dies war nicht der Fall. Hamburg befand sich noch immer in der Hand der Nazis ...

Wir stiegen aus – vier Tage waren wir unterwegs gewesen – und gingen durch Hamburgs vereiste Strassen. Ich hielt meine Augen offen, wollte den Schaden ermessen, den der Krieg dieser Stadt zugefügt hatte. Schaden? Von der Stadt war schlicht nichts mehr übrig. Wo immer ich hinsah, erblickte ich Ruinen. Einsame Mauern reckten sich wie mahnende Finger, tiefe Bombenkrater gähnten, wo Häuser gestanden hatten. Die verbliebenen Zivilisten waren trotz allem gut angezogen. Gelegentlich ratterte langsam eine Strassenbahn vorüber, die Menschen von der Arbeit nach Hause brachte. Zerstörung und Ruinen zeigten den Weg der alliierten Flugzeuge. Ich empfand weder Freude noch Hochgefühl. Krieg hat noch nie zu dauerhaftem Frieden und zu Sicherheit geführt.

Unser Weg nahm kein Ende ... Mich quälten Kälte und Hunger. Die Menschen sahen mich erschreckt an, und ich erwiderte ihre Blicke, um ihnen zu sagen: All das ist eure Schuld! All die Zerstörung, all das Leid, all der Tod. Ihr habt damit begonnen! Ihr seid dafür verantwortlich!

Nach den vier Tagen unserer wortlosen Reise erschien mir Auschwitz so unwirklich, wie uns in Auschwitz unser früheres Leben erschienen war. Nur Block 19 war meinem Herzen noch nah, Block 19 mit seinen sterbenden Heldinnen, die bei allem noch singen und sich an dem Gesang erfreuen konnten ...

Am Abend gelangten wir zu einem weitläufigen, grauen Fabrikgebäude. Zwei ältere SS-Männer bewachten den Eingang.

Wir gingen durch die Tore. Ich wusste noch nicht, wo wir waren. Einer meiner Wächter fragte nach dem Kommandanten. Er kam zu uns heraus, griff nach den Papieren, schaute mich an und rief nach jemandem. Auf seinen Ruf hin erschien eine blonde SS-Frau mit grausamem Gesicht, und ich wurde ihr übergeben. Meine beiden Reisebegleiter, die sechsundneunzig Stunden neben mir gesessen hatten, ohne ein Wort an mich zu richten, verabschiedeten sich vom Kommandanten und gingen.

Meine neue Bewacherin brüllte einen Befehl und ich folgte ihr, zum Denken zu müde. Wir stiegen treppauf und treppab, liefen durch lange Korridore und kamen schliesslich in einen Hof, der durch einen Stacheldrahtzaun von der Aussenwelt abgeschnitten war. Hier werden sie mich töten, dachte ich. Doch sie schob mich durch ein Tor im Zaun, und ich sah, dass wir uns in einem Lager befanden, ähnlich wie Auschwitz, nur kleiner, aber umgeben von den gleichen elektrischen Zäunen. Im Schein des frisch gefallenen Schnees erkannte ich Reihen von Baracken. Meine Kerkermeisterin nahm einen Schlüssel vom Bund und sperrte einen der Blocks auf. Verängstigte und neugierige Augen schauten mich aus den Verschlagen längs der Wände an. Der üble, ekelerregende Geruch sagte mir, wo ich war. Wieder in einem Krankenrevier ... Mir fehlte jedoch die Kraft, mich in jener Nacht noch irgendeinem Eindruck zu stellen. Mit letzter Anstrengung zog ich den Mantel aus, legte ihn auf die Pritsche unter meinen Kopf und fiel so schnell, als würde ich von irgendetwas hinabstürzen, in einen tiefen, todesähnlichen Schlaf.

## Hamburg – Drägerwerke

Draussen schlug jemand einen Gong, und einen Augenblick später ertönte der wohlbekannt Rufe «Zählappell!» Noch immer unaussprechlich erschöpft, erhob ich mich von meiner Pritsche, zog meine hässlichen, gelben Schuhe an und begann, mich mit meinem neuen Gefängnis, meinen neuen Mitgefangenen vertraut zu machen. Es war noch dunkel, als unsere SS-Wachen die Tür aufschlossen. Wir wurden schärfer bewacht als in Auschwitz. Dort vereitelten die elektrischen Zäune jeden Fluchtversuch. Hier gab es schwere Eisenstangen vor den Türen, und ihr Knirschen verkündete den Beginn und das Ende eines jeden Tages.

Ich erfuhr, dass ich mich im Osten von Hamburg befand, in Wandsbek, im Hospital der Drägerwerke, einer Gummifabrik, die der Kriegsindustrie der Nazis diente. Es handelte sich um ein Arbeitslager für ausländische Zwangsarbeiterinnen und lag hinter den Fabrikanlagen.<sup>59</sup> Der erste Zählappell fand um vier Uhr morgens statt und dauerte eine Stunde. Am Ende dieser Stunde zog die Tagesschicht unter der Aufsicht von SS-Aufseherinnen zur Arbeit. Zwölf Stunden harter Arbeit lagen vor den Frauen, und wenn sie nachmittags um fünf Uhr zurückkehrten, gab es einen zweiten Zählappell. Danach machte sich die Nachtschicht zu ihrer zwölfstündigen Arbeit auf den Weg. Nur die starken

59 Im Juni 1944 errichteten die Drägerwerke in Hamburg-Wandsbek, Ahrensburger Strasse 162, ein Aussenlager für weibliche Häftlinge. Es handelte sich um das erste Frauenaussenlager, das der Verwaltung des KZ Neuengamme unterstand. Mehr als 500 Frauen, überwiegend politische Häftlinge aus Polen und der Sowjetunion, die aus Ravensbrück nach Hamburg überstellt wurden, leisteten hier Zwangsarbeit, vor allem bei der Herstellung von Gasmasken und Schläuchen für Sauerstoff- und Tauchgeräte.

Frauen, diejenigen, die am meisten aushalten konnten, wurden in dieses Lager gebracht. Die Arbeit war hart, extrem kräftezehrend und gesundheitsgefährdend. Die Vorarbeiter waren brutal und nur zu froh, wenn sich eine Gelegenheit bot, zur Peitsche zu greifen.

Einer der Blocks wurde als Krankenrevier genutzt und befand sich in der Obhut einer jungen russischen Medizinerin, ihr zur Seite eine polnische und eine ungarische Pflegerin. Es gab hier kein Krematorium, doch zwei Eisenkäfige für jene, die rebellierten, und in der Mitte des Lagers befand sich ein Galgen, stets bereit für die, die zu fliehen versuchten ...

All das wurde mir vor dem morgendlichen Zählappell zugeflüstert, in Deutsch, Russisch, Polnisch und Ungarisch. Während ich den Beschreibungen zuhörte, überfiel mich ein schrecklicher Juckreiz am ganzen Körper. Läuse! Eine neue Art von Läusen, an deren Bisse ich noch nicht gewöhnt war ... Zum Frühstück erhielten wir einen Becher mit schwarzem Kaffee. Die brühend heiße Flüssigkeit rann wie Feuer durch mein Blut und machte den einstündigen Zählappell beinahe erträglich. Die rauchenden Schornsteine über meinem Kopf waren nur die der Fabriken – nicht die der Öfen des Krematoriums, in dem die Körper von Freunden und Verwandten brannten ...

Nach dem Zählappell musste ich vor dem Lagerkommandanten erscheinen: ein kleiner, dummer, brutal aussehender Mann, der wie ein betrunkenener Bauer sprach.

«Von jetzt an bist du für das Krankenrevier verantwortlich. Wenn du einen Fluchtversuch machst, wirst du gefangen und aufgehängt ... Und denk dran, ich will nicht zu viele Patienten in deinem Revier haben ... Diese Huren wollen nicht arbeiten. Lieber spielen sie die ganze Zeit die Kranken. Ich mache dich für

sie verantwortlich, und du kriegst die Prügel, wenn ich irgendwelche Simulantinnen finde, die im Bett liegen. Hier muss Arbeit getan werden, verstehst du? Arbeit! Es ist deine Sache, diese Huren davon abzuhalten, krank zu werden. Jetzt raus hier!»

Ich wusste nun, was mich erwartete. Ich ging zurück zum Revier und begann zu arbeiten. Verglichen mit Auschwitz waren die beiden Monate, die ich in diesem Arbeitslager verbrachte, nahezu himmlisch. Es handelte sich um ein Gefängnis, ein hartes, unbarmherziges Gefängnis, aber hier ging es um Arbeit, nicht um Vernichtung. Ich gewann meine Kräfte zurück, die mir halfen, das zu ertragen, was noch kommen sollte.

Das Hospital nahm zwischen achtzig und hundert Patientinnen auf. An den Wänden standen Pritschen, darauf dünne Strohsäcke als Matratzen und schwarze, verlauste Decken. Am Ende des Blocks befand sich ein kleiner Raum mit mehreren Wasserhähnen. Ich hatte sogar ein paar Medikamente, Instrumente und etwas Verbandszeug, um die Frauen zu behandeln. Die Verpflegung war fast so schlecht wie in Auschwitz, aber reichlicher. Ab und zu erhielten wir sogar ein Stück Seife.

Um vier Uhr früh war ich für diejenigen da, die zur Tageschicht gingen. Tagsüber behandelte ich die Bettlägerigen und um vier Uhr nachmittags kümmerte ich mich um die Nachtschicht. Zum Schlafen war wenig Zeit, und es gab kaum eine Pause, um frische Luft zu schnappen. Um fünf Uhr nachmittags, nach dem Aufbruch der Nachtschicht, wurde der Block verriegelt. Ich hatte ein paar Typhusfälle und eine Vielzahl von Tuberkulosekranken. Bei dem Rest handelte es sich um Arbeitsunfälle.

Fast zwei Wochen hatte ich so gearbeitet, hatte Krankheiten und Läuse bekämpft, hatte versucht, meinen Patientinnen moralische Stärke einzuflößen, als eines Morgens eine russische Ge-

fangene mit Neuigkeiten zu mir kam. «Frau Doktor», wisperte sie, «Auschwitz ist befreit worden ...»

Zwei Tage lang bewegte ich mich wie in einem roten Nebel aus Schmerz, Verzweiflung und Wut. Auschwitz war frei! Auschwitz war befreit worden! Ich könnte bereits ein freier und glücklicher Mensch sein, wenn sie mir erlaubt hätten, dort zu bleiben! Ich hätte durch die Tore marschieren können, wie ich es so oft geträumt hatte ... Ich hätte eine dieser bestialischen SS-Frauen ins Gesicht schlagen können! Aber ich war hier, eine Gefangene in Hamburg, hilflos und noch immer in Todesgefahr ... Nach einer Weile beruhigte ich mich allmählich und widmete erneut jeden meiner Gedanken den kranken Mitgefangenen, die ich wie Schwestern liebte.

Bereits am ersten Tag meiner Ankunft lernte ich Olga Singer kennen, die ungarische Pflegerin im Revier. Sie hatte Mathematik und Physik studiert und wollte Lehrerin werden. Ihr Vater war ein berühmter Rabbi. Er, seine Frau und seine anderen Kinder wurden in Auschwitz verbrannt. Bevor ich eintraf, war Olga die einzige Jüdin im Lager und als solche der Sündenbock für die Wachen und das SS-Personal. Sie musste sämtliche schmutzige Arbeit verrichten, Bettpfannen leeren, die Kranken waschen, den Fussboden scheuern und das Blut vom Operationstisch schrubben. Zusätzlich wurde sie permanent geschlagen, getreten, misshandelt und bekam weniger zu essen als die anderen. Doch all die Qualen, die sie zu erleiden hatte, konnten ihren Geist nicht brechen. Sie war die beste, freundlichste, heiterste Schwester, die man sich nur wünschen konnte. Keine Arbeit, keine Opfer waren ihr zu viel. Von morgens bis abends reinigte, wusch und tröstete sie die zerrütteten Menschen, und oft ver-

brachte sie ihre Nächte am Bett einer fiebrigen Patientin, hielt ihre Hand und erzählte ihr fröhliche, wonnige Geschichten, die sie ihre Schmerzen vergessen liessen. Wir alle verehrten Olga Singer. Sie war mein einziger Trost, meine einzige Freude in diesem Tal der Tränen. Ihre Geduld, ihr Verständnis, ihre nie nachlassende Sorge für die anderen gaben mir Kraft und neuen Lebensmut.

Nachts, wenn wir ein wenig Zeit für uns hatten, setzte sie sich auf den Rand meiner Pritsche und lauschte den endlosen Geschichten über meinen Mann und meinen wundervollen Sohn, die irgendwo auf mich warteten und die stolz auf mich sein sollten, wenn wir wieder frei wären. Ich erzählte ihr von unserem Haus und dem Sanatorium und bat sie, zu uns zu kommen und mit uns zu leben, wenn all dies vorbei wäre. Ich war mir sicher, dass mein Mann und mein Sohn sie lieben und ihre überwältigende Menschlichkeit und ihren Charme schätzen würden.

Jetzt, da sich die furchtbare Anspannung, die in Auschwitz mein Denken blockiert hatte, langsam lockerte, begann ich, meine Verluste zu begreifen. Erst jetzt konnte ich um meine wunderbaren Eltern weinen, meinen Bruder, meine Schwägerin. Ich wusste noch nicht, dass mein einziger Sohn, mein Stolz und Glück, auch zur Zahl derer gehörte, die zu betrauern waren ...

Nach und nach machte ich Olga zu meiner Assistentin. Ich zeigte ihr, wie man Verbände anlegt und Wunden reinigt und machte sie mit allen Kunstgriffen der Lagermedizin bekannt. Sie wurde immer nützlicher, und die Schläge und Misshandlungen hörten allmählich auf. Ihre physische Kraft kehrte wieder, und unser Glück bestand darin, zusammen zu sein. Diese Freundschaft, die in einem Hamburger Gefängnis begann, begleitete mich durch meine schrecklichen Monate in Bergen-Belsen.

Die Ärztin, mit der ich mir in Hamburg die Arbeit teilte, war eine junge Russin, Marusa. Man hatte sie aus Leningrad hierhergebracht, und der Hunger, die Kälte, die Schläge und die Erschöpfung – ihre Reisegefährten – schlugen sich in einer organischen Herzkrankheit nieder, die sie fast zu schwach für die Arbeit machte. Wir verbargen ihren Zustand – für dessen Behandlung wir keine Medikamente besaßen –, um sie davor zu bewahren, fortgeschickt zu werden. Zu manchen Zeiten war sie erfüllt von einem fieberhaften Optimismus, sang fröhliche Lieder des Triumphes und glaubte mit der jugendlichen, für die Russen so charakteristischen Inbrunst an den Sieg ihres Landes. Zu anderen Zeiten lag sie erschöpft auf ihrer Pritsche, weinte um ihre achtjährige Tochter und um ihren Mann und sehnte sich nach ihrem geliebten Leningrad. Und während all der Zeit wurde ihr armes Herz unaufhaltsam schwächer und schwächer ... Eines Tages brachte man sie fort. Wir haben nie herausgefunden, was mit ihr geschah.

Ich glaubte damals, und heute ist es nicht anders, dass die grösste Wohltat und der wahre Segen dieser hoffnungslosen Tage der Gefangenschaft darin bestand, miteinander zu sprechen. Ich sah, wie Frauen ihren Schmerz, ihr Fieber, die erlittenen Schläge und das körperliche Leid durch den Trost warmer, freundlicher, verständnisvoller Worte vergassen. Die Vergangenheit und die Zukunft waren das einzige Heilmittel gegen die Qualen der Gegenwart.

Der relative Frieden, den wir einige kurze Wochen genossen, war rasch vorbei. Im Februar 1945 zerrissen Luftangriffssirenen die Stille der Nacht. Durch die dünnen Wände unseres Blocks hörten wir rennende Füße, dann den Befehl: «Jede runter auf den Boden! Rollt euch in eure Decken ein!»

Zitternd, erfüllt von einer neuen Angst vor der Vernichtung, lagen wir auf dem klammen Boden und warteten auf die Entwarnung. Wie gelähmt hörten wir das Brummen der näherkommenen Flugzeuge, das Heulen der herabfallenden Bomben, die wilden Entsetzens- und Todesschreie. Wir waren eingesperrt, wehrlos, in einem Block nur wenige Meter von einer der wichtigsten deutschen Kriegsindustrieanlagen entfernt. Ich hatte Angst. Nie zuvor hatte ich eine solche Angst. Ich wollte leben ... Ich wollte Olga, Marusa, meine Patientinnen, mich selbst beschützen. Doch ich konnte nichts anderes tun, als abzuwarten – einfach nur abzuwarten ...

Von da an ertönten die Sirenen immer wieder, den ganzen Tag, die ganze Nacht lang. Unaufhörlich fielen Bomben auf die Stadt, die bereits in Ruinen lag. Wir wussten, dass uns jeder Fliegeralarm, jede Bombe der Freiheit näherbrachte – wenn wir nur lange genug lebten, um uns an ihr zu erfreuen. Wir bebten vor Angst und Erwartung. Wir schwankten zwischen Hoffnung und Verzweiflung.

Hamburg war voll von ähnlichen Arbeitslagern wie dem unseren, und nach den Bombenangriffen mussten die Gefangenen die Trümmer wegräumen. Da ihnen die Luftschutzkeller nicht offen standen, wurden viele von ihnen getötet, viele schwer verwundet. Mein Krankenrevier wurde allmählich zu klein, um die zahllosen Opfer aufzunehmen, und ich erhielt einen zweiten, mit Pritschen bestückten Block dazu. Unaufhörlich wurden Verletzte gebracht, denen die Bomben Arme und Beine abgerissen hatten, Verletzte mit tiefen Kopfwunden, mit durch herabstürzende Ziegel gebrochenen Rippen, manche mehr tot als lebendig. Den ganzen Tag nähte ich, bandagierte, legte Gipsverbände an und verschaffte den Sterbenden ein paar schmerzfreie Mo-

mente ... Meine Ohren dröhnten vom Kreischen die Sirenen und vom Stöhnen der Bombenopfer.

Eine furchtbar kalte Nacht wird mir immer in Erinnerung bleiben. Seit Mittag gab es durchgängig Alarm. Wer die Kraft besass, die Verschlänge zu verlassen, lag auf dem Boden, in eine Decke gerollt. Wir stopften Stofffetzen in unsere Ohren, um den Lärm der Flugabwehrgeschütze und das gespenstische Pfeifen der niederstürzenden Flugzeuge ertragen zu können. Wellen der Hoffnung und der Angst ergriffen im Wechsel unsere Seelen, und jede wandte sich an ihren Gott, um Rettung zu erleben. Anspannung und Entsetzen waren kaum mehr erträglich. Plötzlich herrschte draussen Aufruhr, die Tür wurde gewaltsam aufgestossen und Bahre um Bahre hereingebracht, auf jeder eine Frau in gestreifter Häftlingskleidung. Olga, Marusa und ich eilten zu ihnen, achtunddreissig tschechoslowakische, deutsche und jüdische Zwangsarbeiterinnen, deren Lager zerbombt worden war. Viele waren getötet worden, doch einige der Verwundeten hatte man herausgeholt und zu uns gebracht.

Zwei Tage und zwei Nächte arbeitete ich in verzweifelter Hast, um die Leben dieser Frauen zu retten. Ich schlief nicht, ich ass nicht, mein einziger Gedanke war das Wohl meiner Patientinnen. Einige hatten gebrochene Arme, Beine und Rippen. Als ich mit ihnen fertig war, sahen sie aus wie Mumien. Eine hatte beide Augen verloren, und mir fehlte der Mut, ihr zu sagen, dass sie blind bliebe ... Wochenlang liess ich den Verband über ihren Augen, versprach ihr, sie könne gewiss wieder sehen, wenn er abgenommen würde. Zwei junge Frauen mit gebrochener Wirbelsäule lagen reglos und ohne Klage auf ihren Pritschen. Und andere, die Glücklicheren, starben nach drei oder vier Tagen des

Leidens. Olga und ich steckten ihre Leichen in leere Säcke und legten sie nach draussen, hinter den Block.

Meine Instrumente waren primitiv, ich hatte nur wenig Arznei und Verbandszeug. Dennoch war die Hilfe, die ich gab, medizinische Hilfe. Ich baute Schienen aus weggeworfenen Holzstücken und bin immer noch stolz darauf, dass es mir dadurch gelang, Gliedmassen zu heilen. Als ich viele Monate später in Begleitung eines britischen Offiziers in diesen Krankenbau zurückkehrte, entdeckte ich am Boden noch eine dieser Schienen. Ich hob sie auf und trage sie seitdem mit mir, als Beweis, was Einfallsreichtum in Notsituationen ausrichten kann.

Die Arbeit und die Tatsache, dass ich meine professionelle Pflicht versah, half mir auch hier wieder, meinen eigenen Schmerz zu vergessen. Ich hörte auf, als Privatperson zu existieren. Ich wusste, dass meine Arbeit ein Ziel hatte. Auch ich war eine Partisanin, die gegen die Nazis kämpfte, indem sie Leben rettete, die zerstört werden sollten, indem ich die Zukunft rettete, indem ich die jungen und starken Frauen am Leben hielt. Ich fühlte die Härte des Gefängnisdaseins nicht länger, sondern lächelte und verbreitete Mut, Glauben, Frieden und den Willen, zu leben ...

Meine Patientinnen schätzten meine Fürsorge. Als ich einmal den tschechoslowakischen Bereich des Blocks betrat, sangen alle gemeinsam ein Lied, das eine von ihnen, eine Lehrerin, für mich geschrieben hatte. Dieses Lied war die höchste Ehre, die es für einen Arzt nur geben kann. Ich trage eine Kopie dieses Liedes mit mir, und wenn ich müde oder mutlos bin, lese ich die zärtlichen Worte, und getröstet durch deren Aufrichtigkeit, spüre ich erneut, dass das Leben eines Arztes unter allen Umständen lebenswert ist. Die arme, junge Frau, die diese Verse schrieb, fand

ihren Tod auf den verwesenden Leichenhaufen in Bergen-Belsen – nachdem es mir gelungen war, in Hamburg ihre Beine zu retten.

Ein Tag nach dem anderen verging, und ich wartete auf die befreienden Armeen, die die Tore unseres Lagers öffnen und uns die verzweifelt ersehnte Freiheit zurückgeben würden. Diejenigen, die drinnen in der Fabrik arbeiteten oder draussen die Trümmer räumten, trugen uns laufend Gerüchte zu, die meisten übertrieben, doch alle ermutigend. «Breslau ist gefallen ... Posen ist gefallen ... Die Briten kommen von Westen ... Die Amerikaner sind auf dem Weg hierher ...» Nachts, wenn unsere Kerkermeister die Türen versperrt hatten, sassen wir in der Dunkelheit und planten für den Tag der Befreiung.

Am 1. März 1945 erhielt ich die brutalsten Schläge meines gesamten Lagerlebens. Nachmittags, nach einem Fliegeralarm, kam eine der SS-Frauen in das Krankenrevier gelaufen. «Wo ist die Ärztin? Inspektion, in wenigen Minuten! Seid bereit!»

Fieberhaft räumte ich das Revier auf, eilte von Bett zu Bett, um zu sehen, ob sich meine Patientinnen in gutem Zustand befanden, und schon war er da – Hauptsturmführer Weber, der Lagerkommandant, begleitet von einigen SS-Offizieren.<sup>40</sup> Ich trat vor den gefürchteten «Mörder von Hamburg» und meldete die Zahl der Patientinnen, die Zahl der Ärztinnen und Schwestern.

«Bist du Jüdin?», fragte er mich. «Ja.» «Woher kommst du?» «Aus Auschwitz, melde gehorsamst.» «Los!» Ich konnte wegtreten. Er ging durch die beiden Blöcke, fragte jede, was ihr fehlte, bis er plötzlich am Bett einer jungen Russin stehen blieb, die an unheilbarer Tuberkulose litt.

<sup>40</sup> Es handelt sich hier vermutlich um eine Namensverwechslung. Der Lagerführer des Aussenlagers Hamburg-Wandsbek hiess zu diesem Zeitpunkt Friedrich Wilhelm Hinz.

Ihre Wangen glühten unter dem dichten, blonden Haarschopf. Sie hiess Katja und war das süsseste, geduldigste, bescheidenste Geschöpf der Welt. In ihrem Bett bewahrte sie einen kleinen Stofflappen auf, in den sie die tödlichen Bazillen ihres blutigen Auswurfs hustete. Hauptsturmführer Weber bemerkte ihn, hob ihn mit seinen feisten, behandschuhten Fingern in die Höhe und schleuderte ihn mir ins Gesicht. «Hast du das in Auschwitz gelernt?», schrie er. «Ich dachte, Auschwitz wäre eine gute Schule für Judenschweine ...» Er versetzte mir einen so brutalen Schlag ins Gesicht, dass er mir einen meiner Eckzähne ausschlug, und verliess das Hospital.

Mein Mund blutete heftig. Ich setzte mich auf Katjas Bett. Meine Patientinnen auf den anderen Pritschen begannen, vor Mitleid zu weinen, und jene, die aufstehen konnten, standen um mich herum, streichelten mich, küssten meine Hände ... Olga legte ihre Arme um meine Schultern, und ich fühlte, dass wir alle ein Körper waren, eine Seele, und dass keine von uns diesen Schlag je vergessen würde ...

Nach der «Inspektion» verbrachte ich nur noch wenige Tage in Hamburg. An einem Morgen in aller Frühe erschien der Lagerleiter in Begleitung einer Aufseherin, um eine Liste aller Juden im Lager anzulegen. Diese Liste enthielt eine Anzahl Patientinnen sowie Olga und mich.<sup>41</sup>

Wenig später kam eine SS-Einheit, um uns fortzubringen, niemand wusste, wohin. Was hatten sie mit diesen menschlichen Wracks vor, die nur noch von Bandagen, Drähten und Gipsverbänden zusammengehalten wurden? Was anderes, als sie zu tö-

41 In der ersten Räumungsphase im Lagerkomplex Neuengamme im März 1945 scheint es eine Anweisung gegeben zu haben, jüdische Häftlinge nach Bergen-Belsen zu bringen. Die übrigen Häftlinge des Lagers Hamburg-Wandsbek wurden Ende April 1945 dem Schwedischen Roten Kreuz übergeben bzw. in das Aussenlager Hamburg-Eidelstedt überstellt, wo sie am 5. Mai 1945 befreit wurden.

ten? Uns waren Gerüchte von der Liquidation aller Hamburger Lager zu Ohren gekommen. Und was hiess Liquidation in der Sprache der Nazis anderes als Tod? Die Szenen, die ich in Auschwitz erlebt hatte, wiederholten sich in Hamburg. «Doktor Gisella ... Bleib bei uns ... Lass nicht zu, dass sie uns wegbringen ... Was wird mit uns geschehen?», weinten die Frauen in verschiedenen Sprachen.

Ein grosser, schwarzer Lastwagen hielt mitten im Lager, und SS-Männer stiessen eine Frau nach der anderen hinein. Ich stand hilflos dabei und war mir sicher, dass wir dem Tod diesmal nicht entkämen. Jetzt, wo die Freiheit so nah war, dass wir ihren Atem auf den Wangen spüren konnten, mussten wir sterben ... Olga stand neben mir auf dem Lastwagen. Wir waren zusammen. Der einzige Trost, der uns geblieben war.

Der Lastwagen röhrt durch die brennende Stadt. Dann hielt er in einem anderen Lager, wo wir die Nacht verbrachten. Am nächsten Morgen mussten alle, die sich bewegen konnten, zum Bahnhof laufen, die anderen wurden auf Brettern getragen und in Viehwaggons abgelegt. Wenig später verliess der lange Zug mit seiner Fracht verängstigter, hoffnungsloser jüdischer Menschen aus dem ganzen Hamburger Gebiet den Bahnhof auf seinem Weg zu einem unbekanntem Ziel ...

## Bergen-Belsen

Die grösseren und kleineren Konzentrationslager in Deutschland waren in zwei Kategorien unterteilt. Die erste bestand aus den mit der deutschen Kriegsindustrie verbundenen Arbeitslagern. Bei den Zwangsarbeitern handelte es sich grösstenteils um Nichtjuden. In die zweite fielen die Vernichtungslager – Auschwitz, Dachau, Gross-Rosen, Dora, Buchenwald, Ravensbrück und eine Zahl anderer, wo der organisierte Mord die einzige Aktivität war.<sup>42</sup>

Dann gab es noch ein Lager in Norddeutschland, zwischen Hamburg und Hannover, das selbst von der SS als «Misthaufen» bezeichnet wurde. In Bergen-Belsen war nichts vom sprichwörtlichen Organisationstalent der Deutschen zu spüren. Wurde die Vernichtung in Auschwitz durch akribische Planung geregelt, war das Massensterben hier die Konsequenz von Planungslosigkeit.

Im Januar 1945, als sich die russischen Panzer während der grossen russischen Gegenoffensive schnell näherten, um auf die von Westen und Süden heranrückenden Armeen der Briten und Amerikaner zu treffen, wurde Bergen-Belsen zur Müllhalde für die Gefangenen, die aus allen anderen Lagern der von den Nazis beherrschten Gebiete evakuiert worden waren.<sup>43</sup> Die Landstras-

42 Diese Einschätzung ist nicht ganz präzise, siehe Einführung, S. 27 f.

43 Bergen-Belsen diente bereits ab Frühjahr 1944 als Aufnahmelager für kranke KZ-Häftlinge und hatte sich im Laufe des Winters 1944/45 zum grössten Kranken- und Sterbelager im KZ-System entwickelt. Durch seine zentrale Lage war es seit 1944 ausserdem zu einem Hauptzielort von KZ-Räumungstransporten geworden. Zu den 18 500 Häftlingen, die dort zu Jahresbeginn 1945 gefangen waren, kamen im Rahmen der Lagerräumungen 85'000 entkräftete Gefangene hinzu – mehr als 35'000 starben bis April 1945 an Infektionen, Erschöpfung und Unterernährung.

sen waren bevölkert von endlosen Kolonnen marschierender Sklaven, fast nackt im eisigen Winter, kranke und ausgehungerte Skelette, vorwärtsgetrieben von Peitschen und Gewehren. Wer zu schwach war, mit der Kolonne Schritt zu halten, wurde mit Gewehrkolben erschlagen. Unzählige Leichen lagen in den Gräben zu beiden Seiten der Strasse, zeigten an, dass zuvor schon andere Lager evakuiert worden waren. Jene, die in Viehwaggons nach Bergen-Belsen gebracht wurden, waren nicht besser dran als all die anderen, die laufen mussten. Auf meinem Weg nach Bergen-Belsen sah ich viele solcher Waggons, sah die dünnen Hände, die sich aus den vergitterten Fenstern streckten, hörte das erbärmliche Flehen um Brot – um Wasser – um Luft – um den Tod ... Oft wurden diese Waggons auf ein Abstellgleis gefahren und vergessen, bis sie von den Bomben der Alliierten, die auf die Bahnhöfe niedergingen, zerstört wurden oder bis der Gestank verwesender Leichen die Nazis an sie erinnerte ...

Die Schlinge um den Hals der Nazis zog sich zu, doch selbst jetzt, in diesen Stunden extremer Not, nahmen sie sich noch die Zeit, die unglücklichen, hilflosen Menschen nach Norden zu befördern, in die Nazi-Festung, sodass keiner von ihnen den Alliierten lebendig in die Hände fallen würde ...

Bergen-Belsen war das Ende. Höchste Erfüllung des deutschen Sadismus und der deutschen Bestialität. Bergen-Belsen lässt sich nicht beschreiben. Jede Sprache entbehrt der passenden Worte, um den dortigen Horror zu schildern. Er ist nicht vorstellbar. Selbst der krankhafteste Geist scheut vor einem solchen Bild zurück. Man muss sie gesehen haben, die Berge verwesender Leiber, durchsetzt mit Dreck und menschlichen Ex-

krementen, hin und wieder von einer schwachen Bewegung durchzuckt, hervorgerufen durch Ratten oder durch die Todesreflexe eines Opfers, das man noch lebend dort hinaufgeworfen hatte. Man muss den unvorstellbaren Gestank gerochen haben, der wie eine dicke Wolke, die jede Luft nahm, über dem Lager lag. Man muss die schauerlichen Todesschreie aus hunderten von Kehlen gehört haben, bei Tag und Nacht, unaufhörlich, unerträglich ...

In Bergen-Belsen gab es nur wenige Blocks mit Verschlügen. In den anderen lagen die Menschen auf dem Boden, in ihrem eigenen Schmutz – alle zusammen, die Lebenden, die Sterbenden und die Toten. Es gab achtzig bis hundert Tote in jedem Block, jeden Tag. Es gab keine Krematorien, um die Leichen zu verbrennen. Sie lagen dort, wo sie gestorben waren, bis jemand, der noch die Kraft hatte, sich zu bewegen, sie hinausschleppte und auf den Misthaufen warf. Jeder hatte Typhus, jeder war verlaust, jeder wurde lebendig von den Ratten gefressen. Es gab kein Wasser, kein Essen, keine Arznei. Die engen Wege zwischen den Blocks waren vollgestopft mit dürren Männern und Frauen, Skelette, die durch den Dreck krochen, auf der Suche nach einem Schluck Flüssigkeit, nach einem Bissen, bis sie sich, zu Tode erschöpft, neben den Leichenbergen niederliessen, um zu sterben ... Wer noch genügend Vitalität besass, um weiterleben zu wollen, flüchtete sich in Kannibalismus, öffnete die Körper der frisch Verstorbenen und ass ihre Leber, ihr Herz, ihr Hirn...

In Bergen-Belsen gab es keinen Zählappell, keine Selektion, keine Arbeit, keinen Befehl. Nur den Tod, einen langsamen, grauenhaften Tod, ohne Entkommen. Immer neue Kontingente von Opfern trafen hier ein, unaufhörlich. Zuerst weigerten sie

sich, ihren eigenen Augen zu trauen, versuchten zu kämpfen, versuchten zu überleben. Man konnte sie die Leichenberge nach ihren Verwandten, Freunden und Bekannten absuchen sehen, hörte sie in lautes Weinen ausbrechen, wenn sie das entstellte Gesicht eines geliebten Menschen erkannten. Nur wenig später waren auch sie unwiderruflich verloren im Inferno von Bergen-Belsen.

Ich traf am 7. März 1945 dort ein. Am nächsten Tag entdeckte ich unter den Toten die Leichen meines Bruders und meiner zwanzigjährigen Schwägerin.

Nichts beweist die Bestialität der Nazis besser als die Tatsache, dass unsere Henker, der ehemalige Kommandant von Auschwitz und seine Schergen, sauber, parfümiert, wohlgenährt und lächelnd umhergingen.<sup>44</sup> Sie hatten nichts zu tun. Der Tod nahm ihnen die Arbeit ab. Der Tod hielt die Peitsche, rief zum Appell, verhinderte Flucht, Revolte ... Der Lagerleiter war ein Arzt aus Kronstadt, Dr. Fritz Klein, der alles tat, was in seiner Macht stand, um unsere Qual so weit wie möglich zu verlängern, um unseren Tod so entsetzlich wie möglich zu machen und auch diejenigen noch zugrunde zu richten, die ihr Leben bislang wie durch ein Wunder hatten retten können ...<sup>45</sup>

Am 15. April 1945, dem Tag der Befreiung von Bergen-Belsen, sah ich, wie britische Offiziere und Soldaten beim Anblick, der sich ihnen bot, in Tränen ausbrachen. Selbst die härtesten Kämpfer weinten, übergaben sich und verwünschten diesen unvorstellbaren Abgrund menschlicher Verdorbenheit. Als wir

44 Josef Kramer (1906-1945) war von Mai bis Dezember 1944 Kommandant in Auschwitz II (Birkenau), danach bis April 1945 Kommandant in Bergen-Belsen.

45 Fritz Klein (1888-1945) war Lagerarzt in Auschwitz, Neuengamme und Bergen-Belsen. Wie Kramer wurde er im Bergen-Belsen-Prozess 1945 zum Tode verurteilt.

nach Ankunft der Briten die Lagerhäuser öffneten, fanden wir sie bis zum Rand gefüllt mit Nahrungsmitteln, Arznei, Impfstoffen, Verbandsmaterial. All dies hätte das Leben der Menschen im Lager retten können, wäre es uns nur vergönnt gewesen, davon Gebrauch zu machen.

Niemand spreche mir von deutscher Kultur, deutscher Zivilisation! Bergen-Belsen war das Portrait der deutschen Zivilisation – in Bergen-Belsen spiegelte sich die deutsche Seele ...

## General Glyn Hughes<sup>46</sup>

Ich hatte Auschwitz für den Schauplatz des nicht zu überbieten- den Grauens gehalten, für einen Ort, dem verglichen Dantes In- ferno eine Operette schien, und die Hölle, wie die katholische Kirche sie darstellt, eine Sinekure. Als ich nach Bergen-Belsen kam, wurde mir bewusst, dass Auschwitz nichts als ein Purgato- rium gewesen war. Die Hölle befand sich hier, innerhalb der Sta- cheldrahtzäune von Bergen-Belsen.

In Auschwitz hatten wir noch die Kraft besessen, unsere Ver- gangenheit lebendig zu halten und Trost im Nacherleben unserer Erinnerungen zu finden. Hier war es, als wäre unser Gehirn aus- getrocknet, kein Gedanke kam uns in den Sinn, unsere Vorstel- lungskraft weigerte sich zu funktionieren. Hätte sie sich bei dem Anblick aufgehalten, der sich unseren Augen bot, wir wären alle in rasenden Wahnsinn verfallen. Unser Gespräch beschränkte sich auf die wesentlichen Themen: Essen – Schmerzen – Tod ...

Umgeben von Bergen verwesender Leichen und Gräben vol- ler Körper, von denen einige noch einen Hauch von Leben in sich hatten, doch keine Kraft mehr, unter ihren toten Gefährten hervorzukriechen, stand Block III, der «Entbindungsblock» von Bergen-Belsen. Aus Konzentrationslagern in ganz Deutschland wurden schwangere Frauen hierher geschickt, um ihre Kinder in dieser Folterkammer der Hölle zu gebären. Deutsche, ungari- sche, holländische, französische, russische, polnische, tschecho- slowakische, Roma- und Sinti-Frauen lagen jeweils zu zweit in

<sup>46</sup> Hugh Llewellyn Glyn Hughes (1892-1973) leitete als britischer Militärarzt die Rettungs- und Betreu- ungsmaßnahmen der Überlebenden von Bergen-Belsen.

den Verschlügen längs der Wände. Ihre riesigen Bäuche, bis zum Bersten geschwollen durch das Kind und den Hunger, erlaubten ihnen kaum eine Bewegung, und ihr Stöhnen, ihre Schreie, ihre hilflosen Verwünschungen erfüllten das Gebäude mit ohrenbetäubendem Lärm. Läuse bedeckten ihre Körper in dicken Schichten – hungrige, hartnäckige, unerträgliche Läuse, die niemanden verschonten, auch nicht Hände und Gesicht der Ärztinnen.

Block III lag in meiner Verantwortung, aber was können zwei leere Hände ausrichten, um das unbeschreibliche Leid von Hunderten zu lindern?

Alle im Block litten an Typhus, und als ob die Krankheit es darauf angelegt hätte, den Nazis treu zu Diensten zu stehen, zeigte sie sich in Bergen-Belsen in ihrer gewaltsamsten, schmerzhaftesten und tödlichsten Form. Der Durchfall, den sie verursachte, wurde unkontrollierbar. Er flutete über die Bodenbretter der Verschlüge, tropfte durch die Ritzen auf die Gesichter der Frauen in den unteren Verschlügen und bildete, vermischt mit Blut, Eiter und Urin, einen schleimigen, stinkenden Schlamm auf dem Barackenboden. Ohne Wasser, ohne Medizin, ohne Hilfe schien jeder Versuch, Leben retten zu wollen, aussichtslos. Und doch gab die Ärztin in mir nie auf, selbst dann nicht, wenn ich als Mensch an die Grenzen des Erträglichen stiess. Ich kämpfte mit blossen Händen, riss mein Hemd in Fetzen, um die heissen, feuchten, schmutzigen Gesichter meiner Patientinnen abzureiben, versuchte, ihnen unter der Schmutzschicht, die mein eigenes Gesicht bedeckte, zuzulächeln und flüsterte heisere, kaum überzeugende Worte des Trostes.

Die Luft war so schwer und feucht, man konnte kaum atmen. Der grauenhafte Gestank nach menschlichen Exkrementen, Blut, Eiter und Schweiss drang in Übelkeit erregenden Wellen in un-

sere Nasen, bis das Verlangen nach frischer Luft fast so quälend, fast so unerträglich wurde wie die Begierde nach einem Schluck Wasser, einem Bissen zu essen. Unsere Augen schmerzten durch den Anblick, dem wir nicht entkommen konnten, unser Trommelfell schmerzte durch die Geräusche, die wir nicht aussperren konnten. Brennendes Mitleid, hilfloses Mitgefühl erfüllte unsere Seelen, bis auch sie wie offene Wunden schmerzten ...

Ich hatte einige Wochen lang in Block III gearbeitet, als um den 12. April 1945 ein Wirbelsturm der Aufregung die Atmosphäre im Lager veränderte. Unsere SS-Wachen verliessen ihre Posten, und ungarische Soldaten mit weissen Armbinden übernahmen das Kommando. Hinter dem Stacheldraht ging etwas vor sich, etwas sehr Wichtiges, von dem man uns nichts erzählte. Gerüchte wanderten jedoch von Mund zu Mund, wunderbare, ermutigende Gerüchte, die für den Augenblick die Schmerzensschreie der Gebärenden übertönten. «Die Alliierten kommen! Die Befreier kommen!»

Wer kräftig genug war, um aufzustehen, kam aus den Baracken und ging von Gruppe zu Gruppe, um Neuigkeiten zu erfahren. «Wir werden frei sein! Wir gehen nach Hause! Wir werden wieder Menschen sein! Wir werden essen – trinken – essen – trinken ...» Nur die unverbesserlichen Pessimisten glaubten nicht an das Leben: «Sie werden das Lager sprengen, bevor sie abziehen. Sie werden uns zuerst alle töten», jammerten sie. Konnten die Nazis diesem Beweis ihrer Bestialität das Überleben gestatten?

Im Lager herrschten Freude, Angst, Unsicherheit, Hoffnung, Erwartung ...

15. April 1945. Die junge Marusa aus Warschau bringt ihr Kind zur Welt. In ihnen die menschlichen Kräfte nahezu über-

steigenden Schmerzen reißt sie sich die schmutzigen Fetzen vom Leib, ihr schmutziges Haar klebt nass auf ihrer bleichen Stirn, und sie klammert sich fiebernd an meine ebenso schmutzigen Hände. «Hilf mir! Hilf mir ...»

Bevor sie nach Bergen-Belsen kam, gehörte Marusa einer Untergrundbewegung an, den Partisanen von Warschau. Sie hatte alles Menschenmögliche im Kampf gegen die Nazis unternommen.<sup>47</sup> Vor acht Monaten hatte man sie gefasst und dazu verurteilt, lebendig in Bergen-Belsen zu verrotten. Das Kind, das sie unter dem Herzen trug, wuchs auf dem Hass, den Marusa für die Nazis empfand. Am 15. April 1945 war es bereit, den typhuskranken, verlausten, fiebernden Leib seiner Mutter zu verlassen.

Ich wich keinen Moment lang von ihrer Seite, obwohl die konfusen Geräusche von draussen immer näherkamen. Plötzlich hörte ich Trompeten und gleich darauf einen überwältigenden Freudenschrei aus Tausenden von Kehlen, der das ganze Lager erschütterte. Die Briten waren da! Die Befreier! Wir sind frei ... frei.

Marusas letzter Schmerzensschrei klang beinahe wie Jubel ... Und einen Augenblick später lag das erste freie Kind, das in Bergen-Belsen zur Welt gekommen war, zwischen ihren Schenkeln. Bleich und erschöpft, wie sie war, gelang der jungen Mutter kaum ein Lächeln, doch die Worte, die von ihren blutleeren Lippen kamen, waren wie ein Gebet: «Freiheit ... Freiheit ...»

Das erste freie Kind von Bergen-Belsen war in Sicherheit. Doch das Blut seiner Mutter wollte nicht versiegen. Sie wurde bleicher, schwächer, ein Schwall von Blut strömte aus ihrem

<sup>47</sup> Marusa gehörte wahrscheinlich zu den mehr als 15'000 polnischen Frauen, die während des Warschauer Aufstands zwischen August und Oktober 1944 interniert und in Konzentrationslager gebracht wurden. Zwar gab es keine Transporte aus Warschau nach Bergen-Belsen. Es ist aber denkbar, dass sie aufgrund ihrer Schwangerschaft dorthin überstellt wurde.

Leib. Mein Herz raste. Ich musste diese Partisanenmutter retten! Ich musste sie retten! Was kümmerten mich die Freiheit, die Briten, die ganze Welt, wenn es mir nicht gelang, diese heroische, gefolterte, junge Mutter zu retten. Ich lief aus der Baracke und hielt den ersten britischen Soldaten an, den ich zu Gesicht bekam. Wasser! Bringen Sie mir Wasser und Desinfektionsmittel! Er verstand nicht. Ich lief weiter und stand vor einem hochgewachsenen, beindruckenden Offizier. Mit meinen blutigen, schmutzigen Händen ergriff ich sein Revers. «Verstehen Sie Französisch?» Er nickte. «Bringen Sie mir Wasser, bitte, und irgendein Desinfektionsmittel ... Ich muss eine Operation vornehmen ... Beeilen Sie sich ... Beeilen Sie sich ...»

Er schaute von seiner gigantischen Höhe auf mich hinab, verständnislos, doch tief bewegt. Als Soldat, dachte ich, musste er den Anblick von Blut gewöhnt sein ... Und schon zog ich ihn am Revers, zog ihn mit mir zu Block III. Eine halbe Stunde später hatte ich Wasser, Desinfektionsmittel, konnte meine Hände waschen und die Operation vornehmen, nicht als hilfloser Häftling, sondern als Ärztin.

So rettete ich in der ersten Stunde der Freiheit das Leben der Partisanin Marusa und das der kleinen Marusa, ihrer Tochter. Etliche Wochen später, als die junge Mutter den Typhus besiegt hatte, kehrten beide nach Warschau zurück, um am Wiederaufbau ihrer geliebten Stadt mitzuwirken.

Der grosse, gestandene Soldat schaute sich um. Tränen rollten über seine Wangen. Er kannte den Krieg. Er fürchtete sich nicht vor dem Tod. Doch was er in Bergen-Belsen sah, überstieg alles, was er kannte, ging über seine Vorstellungskraft. Wochenlang kämpfte er gegen Krankheit, Tod, Läuse, Hungersnot, Tag

und Nacht. Er tat alles, was er konnte, doch in den meisten Fällen kam jede Hilfe zu spät. Dennoch: Er war ein wahrer Befreier. Die Überlebenden von Bergen-Belsen werden seinen Namen für immer in ihre Gebete einschliessen. Es handelte sich um Glyn Hughes, den Deputy Director Medical Services der britischen 2. Armee.

## Abbé Brand

April 1945. Eine lange Reihe britischer Panzer und Jeeps rollte in das Todeslager von Bergen-Belsen. Die Toten waren zu ihrem Empfang alle versammelt. Sie lagen an den Strassen, in den Gräben und türmten sich zu grässlichen, verwesenden Bergen. Nur wenige der Überlebenden besaßen jedoch die Kraft, aus ihren Löchern hervorzukriechen und die Sieger zu begrüßen.

Ströme von Blut, Eiter und Exkrementen flossen träge über die Strasse, und der stinkende Dunst, der von ihnen aufstieg, lastete als schwere, erstickende Wolke über dem Lager. Die seltsamen, furchterregenden Wesen, die einmal Männer und Frauen gewesen waren, ehe Hunger und Krankheit sie ihrer menschlichen Erscheinung beraubt hatten, verzögerten das Fortkommen der Retter, da ihnen die Kraft fehlte, den Panzern den Weg frei zu machen.

Ohne die geringste Zeit zu verlieren, begannen die Briten mit der Arbeit. Sie versorgten die aufgeblähten Mägen mit Nahrung, schlugen Hunderte von Feldlazaretten auf, bekämpften Ratten und Läuse und versuchten, eine Atmosphäre zu schaffen, in der die Wiedergeburt des Lebenswillens möglich war. Trotz ihres unermüdlichen Einsatzes starben die befreiten Insassen zu Hunderten, und es mussten neue Massengräber ausgehoben werden, um ihre gefolterten, von Krankheiten geplagten Körper aufzunehmen.

Es war Juni, als Abbé Brand<sup>48</sup> in Bergen-Belsen eintraf. Sein Ruf eilte wie ein Lauffeuer durch das Lager. Hier gibt es einen

48 Der französische Theologe Charles Amarin Brand (1920-2013), im Zweiten Weltkrieg Militärkaplan, wurde im Juni 1945 vom Vatikan nach Bergen-Belsen entsandt, um den Menschen im befreiten Lager seelsorgerischen Beistand zu leisten.

jungen Priester, erzählten sich die Leute, der die Leidenden tröstet, die Hungrigen speist und den Sterbenden mit so viel Liebe und Mitgefühl die Hände hält, dass seine blossе Berührung die Qualen lindert und dem Tod die Angst nimmt. Der niemanden nach seiner Religion fragt und den es nicht kümmert, in welcher Sprache jeder Einzelne zu seinem Gott spricht.

Zu der Zeit arbeitete ich im gynäkologisch-chirurgischen Lazarett R-5, wo junge Mütter, Mädchen, Kinder und Säuglinge um ihr Leben kämpften, das jetzt identisch mit der Freiheit war. Ich werde nie vergessen, wie ich ihn das erste Mal sah, mit seinem schwarzen Talar über einer britischen Armeeuniform, seinem grossen, silbernen Kreuz, das an einer Kette um seinen Hals hing, seinen dunklen, leidenschaftlichen Augen und seinem jungen Gesicht, gezeichnet von gefühlstiefem Leiden.

«Ich bin Abbé Brand», sprach er mich auf Französisch an, «ich bin Teil der vatikanischen Mission. Wenn ich irgendetwas für Sie tun kann, Sie bei Ihrer Arbeit unterstützen, Ihnen beistehen, das Leid Ihrer Patientinnen zu lindern, so bitte ich Sie darum, meine helfende Hand anzunehmen ...»

In seinen einfachen Worten lag eine solche Wärme, eine solch wahre christliche Liebe, dass mir die Antwort im Halse steckenblieben und nur meine Tränen die tiefe Dankbarkeit zum Ausdruck brachten, die ich diesem Mann Gottes gegenüber empfand. Ich führte ihn durch das Hospital, und während wir umhergingen, erzählte ich ihm stammelnd von Auschwitz, von den schwangeren Müttern und den Neugeborenen, die in den Flammen sterben mussten, von meinen tragischen Anstrengungen, ihre Leben zu retten, und von der unmenschlichen Qual, die es

mich gekostet hatte, Geburten zu verhindern, das allerhöchste, das schönste Wunder der Welt.

Wir sprachen über meine Patientinnen in Bergen-Belsen, wo es wieder erlaubt war, zu gebären, wo kranke Mütter, die an Typhus, Hunger und Erschöpfung litten, beim Anblick ihrer Neugeborenen auflebten, wo ihnen das Wissen, dass ihre Kinder sie brauchten, neue Kräfte gab. Ich erzählte ihm von meinem Glück, am Morgen vom Weinen der Babys aufzuwachen und mich nachts, das Greinen der Kleinen noch im Ohr, schlafen zu legen. «Ich habe keinen Zucker», sagte ich, «keine Milch, keinen Reis, um ihre geschundenen Körper zu nähren. Sie brauchen gesündere Nahrung, wenn wir sie retten wollen ...» Er unterbrach mich nicht ein einziges Mal, nur sein junger Kopf sank tiefer und tiefer, als sei die Last des Kummers und des Leids zu schwer, um sie zu ertragen.

Am nächsten Tag hielt ein Transporter vor dem Hospital, beladen mit allen Dingen, die wir so nötig brauchten: Milchzucker, Reis, Schokolade in ausreichender Menge. Der kleine Priester – so wurde er von allen im Lager genannt – entlud den Transporter eigenhändig. Er schleppte so lange schwere Säcke und Kisten herein, bis unser kleiner Vorratsraum von Nahrungsmitteln überquoll. Dann ging er von Bett zu Bett und schenkte jeder Kranken ein Stück Schokolade, mit einem Lächeln, noch süsser als die Delikatesse, die er verteilte.

Von da an kam der kleine Priester häufig in das Hospital. Seine Hände lagen sanft auf der Stirn der Sterbenden. Sie wurden stark, wenn sie den Körper einer Patientin niederhielten, die in ihrem Fieber gegen Alträume kämpfte. Seine magischen Augen spendeten jedem Liebe und Trost, französischen Katholiken, holländischen Protestanten, ungarischen Juden oder russischen Orthodoxen.

Manchmal erschien er früh am Morgen oder spät in der Nacht, das Gesicht von Erschöpfung gezeichnet, um mir von einem Sterbenden in Block 39 zu berichten, von einem Mann in Block 51, der vor Schmerzen schrie, von einer Frau, die auf der Strasse zusammengebrochen war. «Vielleicht können Sie helfen, Frau Doktor», sagte er, «zumindest mitkommen und einen Blick auf sie werfen ...» Und schon ergriff er meine Hand und zog mich mit sich, unter inständigen Bitten, mich zu beeilen, ehe es zu spät sei. Ich beobachtete, wie er mit jedem Tag schmäler wurde, ätherischer, durchsichtiger. Er war nie hungrig, nie müde, denn es gab immer andere, die hungriger und müder waren als er. Nur seine Augen wurden immer grösser in seinem blassen Gesicht, immer leuchtender und leidenschaftlicher, erfüllt von dem brennenden Wunsch, zu helfen.

Sommer 1945. Wir wussten, dass in den Gärten der Welt die Früchte reiften, das Gemüse wuchs, doch all dies war nicht für uns bestimmt. Noch war Bergen-Belsen von Stacheldraht umgeben, dahinter gab es nichts als dürre, leere Weite und jenseits von ihr die deutschen Dörfer, unzugänglich für die Menschen aus dem Lager.

Abbé Brand kannte unsere Bedürfnisse, wie er auch unsere Gedanken und Träume kannte. Eines Morgens verliess er das Lager, besuchte die umliegenden Bauernhöfe und kehrte abends mit Gemüse, Salat und Äpfeln zurück, um unsere Mahlzeiten mit den dringend benötigten, so schmerzlich vermissten Vitaminen anzureichern. Er war glücklich, wenn er geben konnte, glücklich wie eine Mutter, wenn sie ihr Kind nährt.

Später brachte er Spielzeug für die Kinder, Puppen und Stofftiere, Bücher mit Märchen und schönen Bildern. Es gab nichts, was er nicht getan hätte, um unser Leben wirklich, angenehm und lebenswert zu machen.

Er wusste immer, wo er gebraucht wurde, und es machte ihm nichts aus, ob es Tag war oder Nacht, ob es regnete oder die Sonne schien, wenn jemand nach dem Trost seiner Gegenwart verlangte. Manchmal bekamen wir ihn eine ganze Woche lang nicht zu Gesicht. In diesem Fall wussten wir, dass er in einem anderen Lager erforderlich war, um den Opfern der Unmenschlichkeit der Nazis seine Liebe und Güte zu vermitteln und Hilfe zu bringen. Wenn er zurückkehrte, war er noch schmäler, noch trauriger, seine weissen Hände noch durchsichtiger, nur das Kreuz auf seiner Brust schien an Grösse zuzunehmen und immer mehr zu leuchten.

Sein Transporter war nie leer, wenn er zurückkam. Manchmal brachte er einen kranken Menschen in unser Hospital, in der Hoffnung, ihn durch unsere Behandlung noch retten zu können. Manchmal brachte er eine Mutter mit, deren Kind er in Bergen-Belsen wusste, eine Schwester, einen Bruder, ein Kind, deren Verwandte noch lebten und in unserem Lager waren.

Brauchte man ein Kleidungsstück, so fragte man den kleinen Priester. Schuhe, Papier, warme Sachen – nie sagte er, das sei unmöglich, und tatsächlich schien für ihn nichts unmöglich zu sein. Er gab und gab, lächelnd, mit unendlicher Liebe, so als sei Geben der einzige Zweck, der einzige Traum seines Lebens.

Eines Tages beschloss ich, Abbé Brand eine Überraschung zu bereiten, die ihn glücklich machen würde. Wir waren enge Freunde geworden. Es bedeutete mir viel, etwas für ihn tun zu können. Ich räumte einen Raum des Hospitals leer, stellte einen Tisch an das eine Ende und versammelte davor so viele Stühle, wie ich nur aufreiben konnte. Dann ging ich das ganze Lager ab und pflückte ein paar Blumen, mit denen ich den Raum

schmückte. So hatte Abbé Brand am Sonntag eine Kirche, in der er die Messe feiern konnte, seine erste Messe in Bergen-Belsen.

Wer könnte je das Glück in seinen Augen vergessen, als er den Raum betrat und alle Patientinnen, die das Bett verlassen konnten, dort sitzen sah, einige mit ihren Babys im Arm. Sie waren alle gekommen, Katholiken, Protestanten, Juden, Orthodoxe, und Abbé Brand predigte auf Deutsch zu ihnen – über die Liebe ...

Am Nachmittag kam er wieder, um die ersten Kinder zu taufen, die in Bergen-Belsen zur Welt gekommen waren. Danach feierte er jeden Sonntagmorgen die Messe, bis er nach Paris zurückgerufen wurde. Wie leer das Lager ohne ihn erschien. Wie kalt und traurig es auf einmal wurde. Wohin auch immer ich mich bewegte, hörte ich die Kranken wie Gesunden von ihm sprechen, von unserem kleinen Priester. Sie alle fragten sich, wann er wohl zurückkäme.

Plötzlich war er wieder da, die Arme voller Geschenke, Essen für die Grossen, Spielzeug für die Kleinen. Er bat mich und die Krankenschwestern, ins Büro zu kommen, und dort drückte er jeder von uns ein kleines Päckchen in die Hand. «Das habe ich euch aus den Galeries Lafayette mitgebracht», sagte er. «Ich hoffe, ihr mögt es. Ich verstehe nichts von diesen Dingen, ich bin ein Priester, aber ich möchte, dass ihr wieder Frauen seid, nicht nur Arbeiterinnen, und ich möchte, dass ihr eure Jugend genießt ...»

In jedem Päckchen befand sich ein wenig Gesichtspuder, ein Stückchen Seife und ein Fläschchen Parfüm. Eine Botschaft aus Paris, eine Botschaft aus der grossen, freien Welt ...

Er wollte uns Bergen-Belsen für einen Augenblick vergessen lassen, das Blut, den Schmutz, die endlose Agonie und unsere eigene Hilflosigkeit angesichts des Todes.

«Liebe» war billig in Bergen-Belsen. Die Tausenden von Befreiten, durch die langen Jahre der Unterdrückung durch die Nazis völlig demoralisiert, hatten kein anderes Ziel, als ihre grundlegendsten Instinkte zu befriedigen, Hunger und sexuelles Verlangen.

Manche suchten «Liebe», weil sie sich dadurch wieder als menschliche Wesen fühlten, andere, weil sie sich selbst beweisen wollten, dass sie noch immer Männer und Frauen waren, und die nächsten, weil sie ihre neu gewonnene Freiheit in vollen Zügen auskosten wollten. Einige verkauften ihren Körper gegen Zigaretten, Schokolade und andere kleine Annehmlichkeiten.

Abbé Brand beobachtete diese unverhohlene Prostitution, von der er nicht wusste, wie er sie verhindern sollte, mit wachsender Verzweiflung. Die Behörden würden ihm keine Hilfe sein, sie hatten nicht die Absicht, gegenüber Menschen, die durch die Hölle gegangen waren, zu drastischen Mitteln zu greifen. Also machte sich Abbé Brand allein ans Werk. Überall erblickte er Paare, die sich umarmten, auf Bänken, an Bäume gelehnt, in unbelebten Winkeln ... Manchmal trug der Mann die Uniform der britischen Armee, manchmal handelte es sich um einen der Gefangenen, der nur wenige Wochen zuvor noch geglaubt hatte, dass sein Leben zu Ende sei. Abbé Brand wandte sich an die Männer und Frauen und begann, mit ihnen zu sprechen. Zuerst bat er sie, ihm ihre Lebensgeschichte zu erzählen, in allen Details, sodass die Vergangenheit sie wie ein Schleier umhüllte und die Gegenwart ausschloss. Dann, erst dann, sprach er mit ihnen über die Zukunft.

«Ihr seid jetzt frei ...», sagte er, «frei wie neugeborene Kinder, denen die Pfade des Lebens offenstehen. Warum versucht ihr nicht, frei und unbelastet in dieses neue Leben zu treten? Ich verstehe eure Triebe und Wünsche, aber bedenkt, dass ihr viele

Schwierigkeiten zu meistern habt und dazu all eure physische und moralische Kraft braucht. Schwangerschaft und Geschlechtskrankheiten werden die Aufgaben, die vor euch liegen, nur erschweren und komplizieren.»

Denen, die ihn anhören wollten, schilderte er die Zukunft, eine kämpferische Zukunft, jeder Anstrengung und Entsagung wert. Seine Taschen waren immer voller Zigaretten und Schokolade, und manches Mal verhinderte er die Prostitution, indem er reichlich und freizügig schenkte. Mitunter wurde er ausgelacht, verspottet, geschmäht, aber er gab nicht auf, und die Ergebnisse seines unermüdlichen Einsatzes waren bald im ganzen Lager zu spüren.

In Raum Nr. 12 ruhte ein totes Mädchen auf dem Bett. Ihre Mutter, eine Frau von achtunddreissig Jahren, lag im Bett neben ihrer Tochter. Sie hatte Typhus, doch es war nicht allein das Fieber, das ihren dünnen, ausgezehnten Leib schüttelte. Im Delirium sprach sie unaufhörlich von ihrer Tochter Agnes, von der Vergangenheit, der Gegenwart, der Zukunft – immer aber in Verbindung mit ihrer Tochter. Zwei Jahre lang hatte diese Frau ihre sechzehnjährige Tochter beschützt. Sie waren in Auschwitz gewesen, dann in einer Rüstungsfabrik in der Nähe von Hamburg und schliesslich in Bergen-Belsen. Sie hatte dem Kind ihr Brot und ihre Suppe gegeben. Sie hatte sie an sich gedrückt, um sie gegen Kälte, Schläge und Brutalität zu schützen. Und jetzt, als sie endlich frei waren, war Agnes gestorben und hatte sie für immer verlassen.

Abbé Brand sass an ihrem Bett, manchmal für Stunden. Er wusste wie wir, dass ihr Fall hoffnungslos war. Stundenlang lauschte er den Aufschreien, den Verwünschungen, den Flüchen der verzweifelten Mutter, nie fiel ein Tadel, nie wurde er ungeduldig.

An einem Morgen sass sie aufrecht im Bett und starrte zur Tür, bis Abbé Brand den Raum betrat. Dann begann sie zu schreien. «Ich will einen Grabstein für meine Agnes, Abbé, ich will einen Gedenkstein für sie! Ich gehe nicht eher von hier fort, bis ich den Grabstein für meine Tochter habe ...»

Der kleine Priester bettete sie sanft auf ihr Kissen. «Auch ich habe daran gedacht», sagte er. «Agnes muss einen Grabstein bekommen, und sie wird ihn bekommen – aber du musst Geduld haben.»

Wir lächelten traurig. Ein Grabstein in Bergen-Belsen, wo die Massengräber nie gross genug waren, nie tief genug, um all die Toten aufzunehmen, wo die britische Armee rund um die Uhr arbeitete, um die Grundbedürfnisse des Lagers zu sichern. Doch der Abbé hatte es versprochen. Und er hatte bisher noch keines seiner Versprechen gebrochen.

Viele Tage vergingen. Agnes' Mutter erholte sich allmählich. Der Priester kam täglich, um nach ihr zu sehen, und die beiden sasssen auf der Bettkante, steckten die Köpfe zusammen und flüsterten aufgeregt miteinander, als teilten sie ein grosses Geheimnis. Als die arme Mutter kräftig genug war, um auf ihren eigenen Beinen zu stehen, kam Abbé Brand zu mir.

«Frau Doktor», sagte er, «ich möchte, dass Sie mich morgen begleiten, wir gehen zu Agnes' Grab.»

Am nächsten Morgen wartete das ganze Hospital aufgeregt auf das Erscheinen des Priesters. Als wir ihn endlich die Strasse entlangkommen sahen, machte er den Eindruck eines jungen Moses mit den Gesetzestafeln in Händen. Er trug eine Grabtafel, angefertigt aus Holz. Darauf stand in grossen, blauen Lettern: «Hier ruht unsere Agnes, um für immer mit uns vereint zu bleiben.»

Er legte die Tafel in die Hände der Mutter, die sie unter Tränen betrachtete, Tränen der Rührung und Dankbarkeit.

Dann machten wir uns auf den Weg zum Grab. Abbé Brand schritt voran. Er hielt Agnes' Mutter beim Arm – die jüdische Frau und der katholische Priester. Ihnen folgten Menschen vieler Nationalitäten und vieler Religionen, vereint durch gemeinsames Leid, durch Loyalität und Liebe. Am Grab kniete Abbé Brand nieder und senkte das handgefertigte Denkmal in den feuchten Boden. Dann erhob er sich und begann zu beten: «In nomine Dei...»

Als er sein Gebet beendet hatte, wandte er sich zu Agnes' Mutter. «Agnes ist jetzt glücklich ... Sie blickt hinab auf ihre Mutter und ihre vielen Freunde und schickt ihnen Frieden ... Amen ...»

Dann führte er sie ins Hospital zurück, zu ihrem Bett, geheilt an Körper und Seele. Ich weiss nicht, ob die kleine Grabtafel noch in Bergen-Belsen steht, doch ich hoffe es sehr – zum Gedächtnis an ein totes Kind und zum Gedächtnis an ein grosses Herz, Abbé Brand, der, solange er lebt, nie aufhören wird, denen, die es benötigen, Güte und Frieden zu spenden ...<sup>49</sup>

Es war Herbst. Das Lager zählte immer weniger Menschen. Die Franzosen, Holländer, Tschechoslowaken und Jugoslawen, die Typhus und Tuberkulose überlebt hatten, kehrten in ihre Heimatländer zurück. Zurück blieben Tausende kranke und heimat-

49 Nach der Befreiung des KZ Bergen-Belsen evakuierte die britische Armee etwa 29'000 Überlebende in den nahegelegenen Kasernenkomplex und richtete unter Mithilfe von zivilen Hilfsorganisationen in verschiedenen Gebäuden Notlazarette ein. Dort starben noch Tausende Menschen an den Folgen ihrer KZ-Haft. Für sie wurde ein eigener Friedhof am Rand des Kasernenkomplexes angelegt. In der Nähe befand sich ein grosses Zelt für Theateraufführungen, weshalb er «Zelttheaterfriedhof» genannt wurde. Bis Ende 1945 wurden dort etwa 4500 jüdische und nichtjüdische Tote vieler Nationalitäten beerdigt.

lose Juden. Sie hatten keinen Ort, an den sie gehen konnten, niemand wartete auf sie, kein Land wollte sie haben. Desillusioniert und hoffnungslos lebten sie von Tag zu Tag.

Jom Kippur kam näher, der Tag der Versöhnung, der erste freie Jom Kippur in Bergen-Belsen, ohne Eltern, ohne Kinder, ohne Familien.<sup>50</sup> Mein Hospital war voll. Es besass einen guten Ruf, und Frauen aus vielen Lagern zog es hierher, um von ihren Krankheiten geheilt zu werden.

Vor Jom Kippur sprach ich mit dem kleinen Priester. Ich wollte, dass meine Patientinnen ihren Festtag feiern konnten, mit vielen Kerzen und einem festlich gedeckten Tisch, zu Ehren unserer Toten ... Er, der sechszwanzigjährige, weise, gütige Priester verstand, worum es ging. Er brachte Kerzen, Honig, Früchte, viele Konservendosen und einen Blumenstraus für jede Patientin, die ihr Bett nicht verlassen konnte.

Als ich mich am nächsten Tag erhob, um an unserem Tisch eine Rede zu halten, wandte ich mich an ihn, Abbé Brand, der es uns ermöglicht hatte, unseren jüdischen Festtag zu feiern, der es uns ermöglicht hatte, zu leben.

Ein paar Wochen später spielte Abbé Brand eine sehr wichtige Rolle in meinem eigenen Leben. Das American Jewish Joint Distribution Committee von Paris teilte den Behörden von Bergen-Belsen mit, dass ich ein Prioritätszertifikat für Palästina erhalten habe. Ich verliess Bergen-Belsen, um in den Lagern in Deutschland nach meinem Mann und meinem Sohn zu suchen. Nachdem ich neunzehn Tage lang zu Fuss über zerstörte Landstrassen gewandert war, erfuhr ich, dass mein Mann kurz vor der

<sup>50</sup> Jom Kippur fiel im Jahr 1945 auf den 17. September.

Befreiung erschlagen und dass mein Sohn verbrannt worden war...

Als ich nach Bergen-Belsen zurückkehrte, wollte ich nicht mehr leben. Es gab genügend Gift im Hospital. In geringen Dosen diente es als Arznei. Ich schluckte einiges davon. Später erfuhr ich, dass Abbé Brand, der einige Wochen lang unterwegs gewesen war, genau an jenem Tag nach Bergen-Belsen zurückkehrte. Er betrat meinen Raum und sah mich dort liegen. Sofort alarmierte er den britischen Arzt. Der erschien gerade noch rechtzeitig, um mir das Leben zu retten. Als ich zu mir kam, sass Abbé Brand an meinem Bett, hielt sein grosses, silbernes Kreuz umfasst und betete. Er kam mehrmals am Tag, um nach mir zu sehen. Er liess ein Telefon in meinem Raum installieren, und wenn er nicht selbst kommen konnte, rief er mich an, um mir Mut zuzusprechen, seinen Glauben mit mir zu teilen, mir neuen Lebensmut zu geben. Er war mein Arzt, mein Freund, mein Retter, und ich verstand besser denn je, warum die Kranken und Sterbenden ihn so sehr liebten.

Als ich zu Kräften gekommen war und aufstehen konnte, machte ich mich wieder an meine Arbeit, halb verrückt vor Kummer und Schmerz, wie ein verwundetes Tier. In der Zwischenzeit besorgte Abbé Brand Papiere und Genehmigungen, korrespondierte mit Paris, und an einem Herbstmorgen hielt der weisse Transporter der Vatikanischen Mission vor dem Hospital. Darin befand sich ein Sessel für mich. Kurz darauf rollte der Wagen durch die Tore von Bergen-Belsen, liess den Stacheldraht hinter sich und alles, was er bedeutete.

Die Reise dauerte zweieinhalb Tage. Die erste Nacht verbrachten wir in einem holländischen, die zweite in einem belgischen Konvent. Bei Tag kümmerte sich Abbé Brand um mich

wie um ein krankes Kind. Am dritten Tag erreichten wir Paris. Meine Augen schmerzten von den vielen Lichtern, meine Ohren vom Lärm. Was sollte mit mir geschehen? Wohin sollte ich gehen?

Abbé Brand stoppte den Transporter und begleitete mich in ein schönes, elegantes Haus in einem der Pariser Wohnviertel. Dort wohnte ein französischer Zahnarzt mit seiner Familie. «Ich bringe euch eine wunderbare Frau aus Bergen-Belsen», sagte der kleine Priester, «eine Frau, deren Seele nach den zahllosen Gräueln etlicher Gefangenenlager noch sehr krank ist. Nehmt euch ihrer bis morgen früh an. Ich werde beim Fahrer im Lastwagen schlafen. Gute Nacht, schlafen Sie gut», wandte er sich an mich, «hier im Haus meiner alten Freunde sind Sie sicher.» Er griff unter seinen schwarzen Talar und brachte eine Flasche mit gutem, altem Wein zum Vorschein. «Ich möchte, dass Sie Ihren ersten Abend in Paris feiern.»

Jener Abend war wie ein Traum. Gutes Essen, Wein, interessante Gespräche, wunderbare französische Manieren. Wir sprachen über Abbé Brand. Auch meine Gastgeber liebten ihn und betrachteten ihn als einen Heiligen. Dann schlief ich in einem richtigen Bett, zwischen seidenen Decken.

Am nächsten Morgen holte er mich ab. Ich sollte in einem Konvent in der Rue de la Tombe-Issoire bleiben, und er bat die Mutter Oberin, gut auf mich aufzupassen. Aber noch verließ er mich nicht. Er ging mit mir zum Joint Distribution Committee und zum Palestine Bureau und kämpfte für mich, für meine Zukunft, als trüge er, der katholische Priester, die Tragödie des gesamten jüdischen Volkes auf seinen Schultern.

Dann kehrte er nach Bergen-Belsen zurück. Ich blieb im Konvent und versuchte, Gesundheit und Gleichgewicht wiederzufin-

den. Abbé Brand schrieb mir ermutigende Briefe und allmählich, ganz allmählich fühlte ich mich wieder wie ein Mensch. Als er einige Wochen später nach Paris kam, war er noch schmaler, noch bleicher, als ich ihn in Erinnerung hatte. Seine Mission in Bergen-Belsen war beendet. Bevor er ging, küsste er meine Stirn und schaute traurig auf die KZ-Nummer auf meinem Arm. Er bat mich, an die Liebe zu glauben und Liebe zu geben, wo immer ich sei. Dann verschwand er in der kalten, regnerischen Herbstnacht ...

## Endnoten

- 1 In den Digitalen Sammlungen der Universitätsbibliothek Giessen befinden sich die Volltexte von derzeit 135 deutschsprachigen frühen Berichten der Lagerliteratur. [<https://digisam.ub.uni-giessen.de/ubg-ihd-fhl>]
- 2 Primo Levi, *I sommersi e i salvati*, Turin 1986, deutsche Erstausgabe: *Die Untergegangenen und die Geretteten*, München 1990.
- 3 Teilabdruck in: *Auschwitz. Zeugnisse und Berichte*, hrsg. von H.G. Adler, Hermann Langbein und Ella Lingens-Reiner, Frankfurt am Main 1962, S. 111-125.
- 4 Miklós Nyiszli: *Dr. Mengele boncolórovosa voltam az Auschwitz-i krematoriumban*, 1946, deutsche Erstausgabe: *Im Jenseits der Menschlichkeit: Ein Gerichtsmediziner in Auschwitz*, Berlin 1992.
- 5 Ella Lingens, *Prisoners of fear*, London 1948, deutsche Fassung: *Gefangene der Angst. Ein Leben im Zeichen des Widerstandes*, Wien/Frankfurt am Main 2003; Lucie Adelsberger, *Auschwitz. Ein Tatsachenbericht. Das Vermächtnis der Opfer für uns Juden und für alle Menschen*, Berlin 1956; Irena Biatowna, *Aus der Geschichte des Reviers im Frauenlager in Birkenau*, in: *Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.), Die Auschwitz-Hefte. Texte der polnischen Zeitschrift «Przegld lekarski» über historische, psychische und medizinische Aspekte des Lebens und Sterbens in Auschwitz*, Hamburg, Weinheim/Basel 1987, Bd. 1, S. 173-184, poln. Fassung: *Przegld lekarski*, H. 1, 1979, S. 164-175.
- 6 Adélaïde Hautval, *Médecine et crimes contre l'humanité: témoignage manuscrit Déportation écrit en 1946 revu par l'auteur*, Paris 1991; Sima Vaisman, *Parmi les cris, un chant s'élève*, Paris 2002, deutsche Fassung: *In Auschwitz: Das Protokoll einer jüdischen Ärztin nach der Befreiung*, Düsseldorf 2008.
- 7 Margita Schwalbová, *Vyhasnuté oči [Erlöschene Augen]*, Bratislava 1947, deutsche Fassung: *Elf Frauen. Leben in Wahrheit. Eine Ärztin berichtet aus Auschwitz-Birkenau 1942-1945*, Annweiler/Essex 1994.
- 8 Olga Lengyel, *Souvenirs de l'au-delà*, Paris 1946; englische Fassung: *Five chimneys: The story of Auschwitz*, Chicago 1947.
- 9 Interview # 46138 mit Olga Lengyel, 28.8.1998, in New York, in: *Visual History Archive, USC Shoah Foundation*.
- 10 Bericht von Lujza Salamon, 28.3.1945, abgedruckt in: *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1939-1945*, Bd. 16, *Das KZ Auschwitz 1942-1945 und die Zeit der Todesmärsche 1944/45*, hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte München-Berlin, Berlin/Boston 2018, S. 515-522.
- 11 Liste des Britischen Roten Kreuzes über rumänische Staatsbürger, die sich derzeit im Lager Belsen befinden, 9.8.1945, in: *Arolsen Archives, Digitales Archiv*, 1.1.3.1/3396157.
- 12 Wegweisend: Esther Katz/Joan Ringelheim (Hrsg.), *Proceedings of the Conference, Women Surviving: The Holocaust*, New York 1983. Siehe auch Carol Rittner/John K. Roth (Hrsg.), *Different voices. Women and the Holocaust*, St. Paul Minnesota 1993; Dalia Ofer/Lenore J. Weitzman (Hrsg.), *Women in the Holocaust*, London 1998; Judith Tydor Baumel, *Double Jeopardy. Gender and the Holocaust*, London/Portland 1998. In Deutschland: Gisela Bock (Hrsg.), *Genozid und Geschlecht. Jüdische Frauen im nationalsozialistischen Lagersystem*, Frankfurt a. M. 2005.

- 13 Joan Ringelheim, Thoughts about Women and the Holocaust, in: Roger S. Gottlieb (Hrsg.), Thinking the unthinkable: Meanings of the Holocaust, New York 1990, S. 141-149; Dies., Verschleppung, Tod und Überleben. Nationalsozialistische Ghettopolitik gegen jüdische Frauen und Männer im besetzten Polen, in: Theresa Wobbe (Hrsg.), Nach Osten. Verdeckte Spuren nationalsozialistischer Verbrechen, Frankfurt am Main 1992, S. 135-160; Dies., Women and the Holocaust: A Reconsideration of Research, in: Carol Rittner/John K. Roth, Different Voices, S. 393-417.
- 14 Claus Füllberg-Stolberg/Martina Jung/Renate Riebe/Martina Scheitenberger (Hrsg.), Frauen in Konzentrationslagern. Bergen-Belsen, Ravensbrück, Bremen 1994; Bernhard Strebel, Das KZ Ravensbrück. Geschichte eines Lagerkomplexes, Paderborn 2003; Linde Apel, Jüdische Frauen im Konzentrationslager Ravensbrück 1939-1945, Berlin 2003; Gabriele Pfingsten/Claus Füllberg-Stolberg, Frauen in Konzentrationslagern. Geschlechtsspezifische Bedingungen des Überlebens, in: Ulrich Herbert/Karin Orth/Christoph Dieckmann (Hrsg.), Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Entwicklung und Struktur Bd. 2, Göttingen 1998, S. 911-938; Hans Ellger, Zwangsarbeit und weibliche Überlebensstrategien. Die Geschichte der Frauenaussenlager des Konzentrationslagers Neuengamme 1944/45, Berlin 2007; Marc Büggeln, Arbeit & Gewalt. Das Aussenlagersystem des KZ Neuengamme, Göttingen 2009; Andrea Rudorff, Frauen in den Aussenlagern des Konzentrationslagers Gross-Rosen, Berlin 2014.
- 15 Andrea Rudorff/Claus Füllberg-Stolberg, Geschlechtsspezifische Mortalität in Konzentrationslagern. Ursachen, Interpretationen, Wahrnehmung, in: Janine Doerry, Thomas Kubetzky, Katja Seybold (Hrsg.), Das soziale Gedächtnis und die Gemeinschaften der Überlebenden. Bergen-Belsen in vergleichender Perspektive, Göttingen 2016, S. 9-22.
- 16 Irena Strzelecka, Frauen im KL Auschwitz, in: Wactaw Długoborski/Franciszek Piper (Hrsg.), Auschwitz 1940-1945. Studien zur Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz, Bd. 2, Oświęcim 1999, S. 213-250; Helena Kubica, Kobiety ciżarne i dzieci urodzone w KL Auschwitz [Schwangere und Neugeborene im KZ Auschwitz], Oświęcim 2010; dies., Schwangerschaften und Geburten im KZ Auschwitz, in: «Sie gaben uns wieder Hoffnung». Schwangerschaft und Geburt im KZ-Aussenlager Kaufering I. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung der KZ-Gedenkstätte Dachau/Stiftung Bayerische Gedenkstätten, 2010, S. 32-35.
- 17 Portrait über Gisella Perl: Out of Death, A Zest for Life, von Nadine Brozan, in: New York Times, 15.11.1982, S.C20.
- 18 Randolph L. Braham, The Destruction of Hungarian Jewry, New York 1963; Christian Gerlach/ Götz Aly, Das letzte Kapitel. Realpolitik, Ideologie und der Mord an den ungarischen Juden 1944/45, Stuttgart 2002.
- 19 Stefan Romey, Ein KZ in Wandsbek: Zwangsarbeit im Hamburger Drägerwerk, Hamburg 1994.
- 20 Irena Strzelecka, Die Häftlingsspitäler («Häftlingskrankenbau») im KL Auschwitz, in: Wactaw Długoborski/Franciszek Piper (Hrsg.), Auschwitz 1940-45. Studien zur Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz, Oświęcim 1999, Bd. 2, S. 3 5 3-421.
- 21 Lengyel, Five chimneys, S. 131 (wie Anm. 8).
- 22 Siehe dazu Ross W. Halpin, Jewish Doctors and the Holocaust, Berlin/Boston 2018.

- 23 Aussage Otto Wolken, 22.6.1945 vor dem Ermittlungsrichter Jan Sehn, in: AIPN, GK 196/88, Bl. 91.
- 24 Genauer siehe Kubica, *Kobiety ciężarne* (wie Anm. 16).
- 25 Interview mit Anni Sussmann, 13.5.1982, in: DÖW, Interviewsammlung, Nr. 68.
- 26 Beispielsweise Lehrbuch der Geburtshilfe, hrsg. von Rudolf Theodor Jaschke und Otto Pankow, Berlin 1923.
- 27 Bericht von Lujza Salomon (wie Anm. 10).
- 28 Siehe Aussage Iлона Pal und Aranka Schiffer vor der Sowjetischen Untersuchungskommission in Auschwitz-Birkenau, Februar 1945, in: *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland*, hrsg. vom Institut für Zeitgeschichte München/Berlin, Bd. 16, Berlin/Boston 2018, Dok. 150,151.
- 29 Ruth Elias, *Die Hoffnung erhielt mich am Leben. Mein Weg von Theresienstadt und Auschwitz nach Israel*, München 1988; Knut Elstermann, *Gerdas Schweigen. Die Geschichte einer Überlebenden*, Berlin 2005; Kubica, *Kobiety ciężarne* (wie Anm. 16).
- 30 Alexander Mitscherlich/Fred Mielke, *Medizin ohne Menschlichkeit*, Frankfurt am Main 1960; Robert Jay Lifton, *Ärzte im Dritten Reich*, Stuttgart 1988; Ernst Klee, *Auschwitz, die NS-Medizin und ihre Opfer*, Frankfurt am Main, 1997; Stephan Kolb/Horst Seithe (Hrsg.), *Medizin und Gewissen*, Frankfurt am Main 1998; *Der Nürnberger Ärzteprozess. Wortprotokolle, Anklage und Verteidigungsmaterial*, München 1999; Paul Weindling, *Victims and Survivors of Nazi Human Experiments: Science and Suffering in the Holocaust*, London 2014; Sari Siegel, *Treating an Auschwitz-Prisoner-Physician. The Case of Dr. Maximilian Samuel*, in: *Holocaust and Genocide Studies* 28 (2014), S. 450-481.
- 31 Vgl. Jan Sehn, *Carl Claubergs verbrecherische Unfruchtbarmachungsversuche an Häftlings-Frauen in den Nazi-Konzentrationslagern*, in: *Hefte von Auschwitz 2 (1959)*, S. 3-32; Hans-Joachim Lang, *Die Frauen von Block 10. Medizinische Versuche in Auschwitz*, Hamburg 2011.
- 32 Helena Kubica, *Dr. Mengele und seine Verbrechen im Konzentrationslager Auschwitz*, in: *Hefte von Auschwitz 20 (1997)*, S. 369-45 5; Carola Sachse (Hrsg.), *Die Verbindung nach Auschwitz. Biowissenschaften und Menschenversuche an Kaiser-Wilhelm-Instituten. Dokumentation eines Symposiums*, Göttingen 2003; Wolfgang Schieder/ Achim Trunk (Hrsg.), *Adolf Butenandt und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Wissenschaft, Industrie und Politik im «Dritten Reich»*, Göttingen 2004; Hans-Walter Schmuhl, *Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, 1927-1945*, Göttingen 2005.
- 33 Hermann Langbein, *Menschen in Auschwitz*, München 1995, S. 16.
- 34 Von dem Geschehen machte die SS Fotos, neu eingeordnet und kommentiert in: Tal Bruttman, Stefan Hördler, Christoph Kreuzmüller (Hrsg.), *Die fotografische Inszenierung des Verbrechens. Ein Album aus Auschwitz*, Bonn 2020.
- 35 Siehe Artikel «Seife aus „Judenfett“» in: Wolfgang Benz (Hrsg.), *Legenden, Lügen, Vorurteile. Ein Wörterbuch zur Zeitgeschichte*, München 1992, S. 185 f.
- 36 Einen Überblick über die mehr als 1'000 Aussenlager im KZ-System liefert die neunbändige Publikation: *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, hrsg. von Wolfgang Benz und Barbara Distel, München 2005-2009.
- 37 Five Chimney's – Two Liars? [<http://www.cwporter.com/fivech.htm>]

- 38 Michael Pollak, *Die Grenzen des Sagbaren. Lebensgeschichten von KZ-Überlebenden als Augenzeugenberichte und als Identitätsbild*, Frankfurt a. M. 1988; Ulrike Jureit, *Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager*, Hamburg 1999; Christopher R. Browning, *Collected memories. Holocaust History and Postwar Testimony*, Madison 2003.
- 39 Constanze Jaiser, Irma Grese. Zur Rezeption einer Aufseherin, in: Simone Erpel (Hrsg.). *Im Gefolge der SS: Aufseherinnen des Frauen-KZ Ravensbrück*, Berlin 2007, S.338-346; dies., *Sexualität und Gewalt in Zeugnissen Überlebender*, in: Bock (Hrsg.), *Genozid und Geschlecht* (wie Anm. 12), S. 123-148.
- 40 Brozan, *Out of Death* (wie Anm. 17).
- 41 Dr. Perl, Nazi victim, gets U.S. Residence, in: *New York Times*, 13.3.1948, S. 7.
- 42 Hans Meyerhoff, A Parable of Simple Humanity, in: *The Partisan Review*, Sept. 1948, S. 966-971.
- 43 Not so simple, in: *Time Magazine*, 20.9.1948.
- 44 Brozan, *Out of Death* (wie Anm. 17).
- 45 Nachwort zu Tadeusz Borowski, *Die steinerne Welt*, München 1970.

Wir danken dem Shaare Zedek Medical Center für  
die freundliche Genehmigung, Gisella Perls Bericht  
ins Deutsche übertragen zu dürfen.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet  
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Es ist nicht gestattet, Texte dieses Buches zu scannen,  
in PCs oder auf CDs zu speichern oder mit Computern zu verändern  
oder einzeln oder zusammen mit anderen Bildvorlagen zu manipulieren,  
es sei denn mit schriftlicher Genehmigung des Verlages.

1. Auflage 2023

Alle Rechte vorbehalten

© Shaare Zedek Medical Center

© der deutschen Übersetzung by marixverlag

in der Verlagshaus Römerweg GmbH, Wiesbaden 2020

Genehmigte Sonderausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,

Ohmstrasse 8a, 86199 Augsburg

Lektorat: Anna Schloss, Wiesbaden

Covergestaltung: atelier seidel, teising

Bildnachweis: iStockphoto /exxoriant; thawats; in-future

Layout & Satz: Anja Carrà, Weimar

Der Titel wurde in der Baskerville gesetzt.

Gesamtherstellung: CPI books GmbH – Germany

ISBN: 978-3-8289-4041-3

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16